Nr. 16. Jahrgang V. **Allgemeine** Berlin, 17. April 1896.

Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon Amt VI, Nr. 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Inland Mk. 2,00. * Ausland Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „**Wochenschrift**" erscheint an jedem Freitag mindestens 16 Seiten (2 Bogen), der „**Jeschurun**" am Schlusse jeden Monats mindestens 8 Seiten (1 Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Anzeigen werden mit **25 Pfg.** für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum berechnet. Bei Wiederholungen oder größeren Aufträgen tritt eine Preisermäßigung ein. Alle Annoncen-Expeditionen sowie unsere Expedition nehmen Anzeigen für dieses Blatt entgegen.

Inhalt:

Ein Heine-Denkmal.

Ein dem Dichter bestimmt gewesenes Denkmal ist, wie bekannt, nach Nordamerika ausgewandert — worden; dort wird es, wie definitiv verlautet, in einem entlegenen Parke, der selten von einem größeren Publikum betreten wird, Aufstellung finden, so daß man vielleicht einem Neugierigen die Frage nach Namen und Bedeutung dessen, den das Standbild „verewigen" soll, beantworten wird, es sei dies der erste Gärtner dieses Parkes gewesen.

Wir wünschten, dieses Denkmal würde errichtet in jedem jüdischen Kreise, in jedem jüdischen Hause, wo man leicht geneigt ist, dem Beispiel des Dichters zu folgen, wo man leichtfertig bereit ist, gegen den teuren Eintrittspreis Herzensfrieden das Entreebillet zu der menschlichen Kultur zu erkaufen. Das Denkmal würde sie erinnern, daß, wenn auch das aufgeführte Drama sie nicht befriedigen sollte, sie den gezahlten Eintrittspreis nimmer zurückerhalten werden.

Sehen wir uns das Denkmal, das wir meinen, etwas genauer an: Als Heine, krank und siech, fühlte, daß seine Lebensuhr dem Ablaufen nahe sei, entrangen sich seiner Brust die elegischen Worte: „Keine Messe wird man lesen, keinen Kaddisch wird man sagen." Diese knappe Elegie reflektiert die ganze Gemütsverfassung eines Konvertiten. Wer denkfähig ist, kann sich eine richtige Vorstellung machen, was Heine empfunden, als er mit nüchternem Verstande seinen Austritt aus dem Judentum überdacht hatte. Im Angesicht des nahenden Todes, wo jeder Schein zu verrinnen, die Beschwichtigungen des mahnenden Gewissens sich als das zu erweisen beginnen, was sie in Wirklichkeit waren — Selbsttäuschung und Selbstbetrug — legte er sich Rechenschaft ab sowohl über das, was er mit der Taufe aufgegeben, als auch über das, was er dafür eingetauscht. Und das Facit dieser Selbstprüfung war Reue — lange Reue nach kurzem Wahne.

Das Band, das ihn vordem mit dem Judentum verknüpft, hat er leichtfertig durchschnitten. Hat ihn aber die empfangene Taufe zum Christen gemacht? Hat der neue Glaube seinem Denken und Fühlen eine neue Richtung gegeben? Er selbst formuliert die Antwort auf diese Frage in dem Herzensergusse: „Keinen Kaddisch wird man sagen." Dem Psychologen gewährt diese Elegie einen tiefen Einblick in den Seelenzustand aller Konvertiten. Sie ist die laute Aeußerung der Sehnsucht nach Rückkehr ins Vaterhaus. Sie zeigt, wie tief der Glaube der Väter im menschlichen Herzen wurzelt, daß die Religion von ihrer Macht über unser Gemüt selbst dann nichts einbüßt, wenn man sie wie ein unmodern gewordenes Gewand wechselt.

Und wenn Heine die Klage vorangeschickt: „Keine Messe wird man lesen," so liegt darin das Geständnis, daß er sich vollkommen bewußt war, wie wenig es ihm gelungen sei, die Welt über seine religiöse Gesinnung zu täuschen. Er war vielmehr von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ihn niemand für das hält, wofür er sich durch die Taufe hat ausgeben wollen.

In welchem poetischen Gewande aber hätte sich seine lange Reue nach kurzem Wahne uns vorgestellt, wenn bei ihrer Geburt die Vorahnung Pate gestanden, daß das Sakrament der Taufe ihm ebensowenig das deutsche Indignat sichern würde, so wenig es vermocht hat, ihm die Pforten des christlichen Himmels zu erschließen? Man überdenke nur sine ira et studio Heines Einfluß auf den Entwickelungsgang deutschen Geistes, um einen sicheren Gradmesser für die Behandlung zu haben, die er bei Lebzeiten und noch mehr nach seinem Tode erfahren. Seine ganze poetische Veranlagung hat er in den Dienst des Deutschtums gestellt, mit all seinem

können die Litteratur eines Volkes bereichert, dem noch zu Karls des Großen Zeiten Schreiben ein völlig unbekannter Wortbegriff gewesen. Und dieses Volk mag ihn nicht als einen der Seinigen betrachten! Seinen Liederschatz hat es sich wohl zugeeignet, singt bei allen Anlässen mit Vorliebe seine poetischen Schöpfungen, — dennoch ist auf dem Boden der Vaterstadt des Juden Heine kein Raum gewesen zu einem Denkmal für den Dichter Heine!

Kein deutscher Schriftsteller hat so viel wie er zur Veredlung der deutschen Prosa beigetragen. Seiner völligen Verschmelzung mit dem Deutschtum läge demnach, sollte man meinen, außer seinem jüdischen Bekenntnisse, kein weiteres Hindernis im Wege. Um auch dieses zu beseitigen, honorierte er einen christlichen Priester, der seine Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinschaft taufbücherlich beurkundete, — trotzdem fand sich kein Munizipium im großen deutschen Reiche, welches die Aufstellung einer Büste Heines auf seinem Territorium verstattete!

Lebte er heute, er würde mit seinem Zeit- und Gesinnungsgenossen Börne gefragt haben: „Wer giebt mir die zwei Friedrichsd'or zurück, die ich meinem Taufvater für mein bischen Christentum offeriert habe?" — Weder Heine noch Börne hätten ihre Eintrittskarte in die christliche Gesellschaft zu teuer erkauft, hätte ihre offen einbekannte Reue spätere Tauflustige von dem Wahne geheilt, ihre Desertion werde eine nachsichtigere Beurteilung ihrer Abkunft zur Folge haben, sie werde bewirken, daß man ihnen verzeihe, einem Volke zu entstammen, welches der Welt einen Gott, eine Religion und eine religiöse Litteratur gegeben. Dies ist aber nicht der Fall. Nur zu häufig gewahrt man noch in unserer Zeit Gestalten, über die Heine sich lustig gemacht, — Gestalten mit goldenen Kreuzen von ostentativer, ihren Nasen Konkurrenz bietender Größe auf der Brust, so daß der lebende Heine nichts gewirkt hat. Und darum plädieren wir für ein Heine-Denkmal, welches das Gemütsleben des Dichters illustriere, plädieren wir, daß dieses Denkmal errichtet werde in jedem jüdischen Hause, empfehlen wir als Inschrift:

Keine Messe wird man lesen,
Keinen Kaddisch wird man sagen!

Das Echo.

I.

Jüdische Kritik fin de siècle.

Geehrte Redaktion!

In der vorigen Nummer Ihrer gesch. Zeitschrift veröffentlichte Herr Dr. Bernfeld das Vorspiel zu seinem satirischen Lustspiel „Litteraturvereins-Rummel". Bei aller Verehrung des Jeschurun-Aristophanes, bei aller Anerkennung seines Eifers für die Wahrheit, kann der lustige Hirtenbrief, den Dr. Bernfeld an die sündige Judenheit erlassen, in mir nicht die Begierde nach der Fortsetzung seiner satirischen Moralbriefe wecken. Vielmehr halte ich mich verpflichtet, gegen die unkritische Methode der Beurteilung litterarischer Strömungen und Bestrebungen aus dem Gesichtspunkte einer übertriebenen Wahrheitssucht Protest zu erheben. Schön ist freilich die Rolle eines Max Nordau der jüdischen Litteratur. Angenehm ist es für gewisse Naturen, allwöchentlich in einem Aufsatze einige Größen der jüdischen Philisterwelt — der Wahrheit — zu opfern und einige Altäre der Unwissenheit im Namen der Wissenschaft zu zerstören. Spaß macht es, vom erhabenen Richterstuhl der absoluten Wahrheit aus die Eitelkeit und Unwissenschaftlichkeit Manasse ben Israels, die Geschichtsklitterei Grätz', die Ungezogenheit Heines zu verdammen und zugleich eine Reihe von Anklagen gegen Unbekannt zu erheben. Dem Judentum aber, dem allein Dr. Bernfeld dienen will, kommen diese Herrlichkeiten nicht zu statten. Im Gegenteil, wenn die wenigen Vertreter und Verbreiter der jüdischen Litteratur der Ignoranz und Aufgeblasenheit, des Geschäftsidealismus und Charlatanismus geziehen werden, dann sind viele Berliner für Schließung der Bude. Man kann es ihnen garnicht verdenken, wenn sie eine Gemeinschaft zu Tode verurteilen, in der alles Phrase, Heuchelei und Geschäft ist. Mit dem einzigen Mann der Wahrheit, mit Dr. Bernfeld allein, wollen sie sich nicht begnügen und möchten die Gemeinschaft aufgeben, in der blos ein Gerechter lebt. Ich spreche mich hiermit nicht für eine Vertuschung der Wahrheit aus, sondern warne blos Männer, deren Urteil mit Recht einige Autorität besitzt, vor unnötigen Uebertreibungen und gefährlichen Verallgemeinerungen.

Was hat denn die jüdische Wissenschaft verbrochen, daß man sie mit dem Begriff fin de siècle in Verbindung gebracht? Weshalb ist der Litteraturverein dem „Meere der Unwissenheit" preisgegeben?

In Königsberg i. Pr. ist Manasse ben Israel in einem Vortrage als der gelehrteste und bedeutendste Mann des siebzehnten Jahrhunderts bezeichnet worden. Ein Unglück ist daraus wahrlich nicht entstanden. Es ist nicht der Beschluß gefaßt worden, Manasse ben Israel in Königsberg ein Denkmal zu setzen, so daß Kant auch fürderhin von den Königsbergern trotz der Konkurrenz Manasse ben Israels als Genie verehrt werden, und die Kulturjudenheit fin de siècle ihre Kenntnis des „Taußfes Jontef" dem ungezogenen Heine verdanken wird, ohne aber, wie es Dr. Bernfeld wünscht, den Verfasser des „Taußfes Jontef" anstatt Manasse ben Israels zum größten Manne des 17. Jahrhunderts zu proklamieren. Der Vortrag in Königsberg ist unbeachtet geblieben; denn nicht alles, was in Königsberg vorgetragen wird, ist „reine Vernunft". Den Predigern des Todes jedoch ist dieser Vortrag nicht entgangen, und ihre feinen Nasen haben einen Modergeruch der Verwesung verspürt. Als Symptom des Niederganges, als Zeichen des Verfalles wird der genannte Vortrag von den Leuten bezeichnet, die in ihrem Uebereifer in allem und jedem Gespenster sehen. Ich kann nur mit einem Satze aus Nietzsche antworten: „Ihnen begegnet ein Kranker oder ein Greis oder ein Leichnam, und gleich sagen sie: „das Leben ist widerlegt".

Unsere Litteraturvereine weisen allerdings mehr Kranke, Greise und Leichname als wünschenswert auf, allein dadurch ist die Lebensfähigkeit und Lebensberechtigung der Vereine noch nicht widerlegt. Die Litteraturvereine sind reformbedürftig, aber auch reformfähig. All' die Schattenseiten, die sich bei den Litteraturvereinigungen bemerkbar machen, lassen sich auf die Thatsache zurückführen, daß man die verschiedenartigen Ziele dieser Vereine durch ein und

dasselbe Mittel, durch gleichartige Organisation, durch dieselben Personen erreichen will. Die Ziele dieser Vereine sind: Vertiefung der Wissenschaft des Judentums einerseits und Verbreitung der Litteraturkenntnis unter die indifferenten Glaubensgenossen andererseits. An der Vertiefung unserer wissenschaftlichen Anschauungen haben die Jünger der Wissenschaft das Hauptinteresse, und nur die Lehrer der Wissenschaft können erfolgreich wirken und beitragen zur Erlangung des hohen Zieles. Jedes Wort der reinwissenschaftlichen Vorträge, die der Läuterung unserer Ueberzeugung dienen sollen, unterliegt nun der Kritik. Gegen solche Vorträge wird der Großdonnerer dieses Blattes eifern dürfen, wofern sie Durchschnittsgrößen in den Himmel heben. Geschieht es nicht zu einem bestimmten Zwecke — ernste Forscher befassen sich überhaupt nicht mit der müßigen Frage der Rangordnung im Reiche der Denker, sondern überlassen die Entscheidung, ob Jomtob Lipmann Heller oder Manasse ben Israel, ob Moses Mendelssohn oder Lippmann Zunz größer waren, Leuten, die in sich den Beruf zum Hofmarschallamte des Paradieses fühlen. Diese Rangstreitigkeiten erinnern an den ewigen Streit glaubenswütiger Chassidim, welcher Wunderrabbi der bedeutendere sei. Zur Verfeinerung unserer Litteratur- und Geschichtskenntnisse trägt die Bestimmung des Größenverhältnisses unserer Geisteshelden nur wenig bei — und die Herbeiführung einer solchen Verfeinerung ist doch das Ziel der Litteraturvereine.

Bedeutsamer und von weit größerer Tragweite ist jedoch das zweite Ziel der Litteraturvereinigung: Die Verbreitung der Kenntnis unseres Schrifttums. Dieses Unternehmen kommt der Gesamtheit zu statten und kann und soll von jedem unterstützt werden, der etwas gelernt und das Gelernte anderen mitteilen kann. Diesem Ziele dienende Vorträge, die vorläufig blos das Interesse für die Wissenschaft des Judentums erwecken sollen, fallen nicht der unerbittlichen Kritik anheim. Ein wenig Margarinelitteratur ist unvermeidlich, ja geradezu notwendig bei Leuten, die leider in das Wesen der jüdischen Wissenschaft nicht eindringen können.

Die populären Vorträge müssen das spezifisch Jüdische hervorkehren. Sie müssen z. B. in der Geschichte des 17. Jahrhunderts neben Spinoza Manasse ben Israel u. a. behandeln, und zwar den letzteren umsomehr, als er nicht allein ein hervorragender Priester des Judentums, sondern auch ein erfolgreicher Kämpfer für die Judenheit gewesen. Der Teil seiner Thätigkeit, der ein Publikum interessieren kann, ist das, was er teilweise — nach dem nicht ganz unberechtigten Vergleich bei Grätz — gemein hat mit Gabriel Rießer — seine Thätigkeit und Schriftstellerei für das jüdische Volk.

Mein Reformvorschlag geht darum dahin, daß in den Vereinen eine sach- und fachmännische Arbeitsteilung vorgenommen werden müsse. Dem bedenklichsten Uebel würde dadurch gesteuert werden: der tötenden Langweiligkeit der Vorträge. Bei der gegenwärtigen Einrichtung ist die Langeweile der Reden und Vorlesungen obligatorisch. Denn ein Gemisch von Fachwissenschaft und Laienlitteratur wird mit wenigen Ausnahmen dem einen zu „verlehrt", dem andern zu leer, und fast allen langweilig erscheinen. Bei einer vernünftigen Organisation hingegen könnte es anders werden.

Auch die Phrase und die Reklame würden sich auf die Fälle beschränken, in denen dieselben verzeihlich, weil notwendig sind. Es giebt Zeiten und Umstände — allerdings traurige — in welchen Reklame, d. h. die Kunst, sich oder seine Ansichten geltend zu machen, Pflicht ist. Diese Pflicht macht sich oft geltend im Leben einer Gesamtheit, wofern es sich um die Rettung ganzer Volksklassen vor geistig-religiösem Untergange handelt. Eine holländische Reinlichkeitssucht und eine ostentative Wahrheitsmanie ist in diesem Falle ein Verbrechen, und Wahrheitsbolde sind hier schlimmer als Lügenbolde!

Wenn sich nun ein Mann wie Bernfeld gegen die Logik der Thatsachen mit Schärfe und Bitterkeit wendet, dann möchte man in der Sprache des Tages auch von einer jüdischen **Kritik** fin de siècle sprechen.

Berlin, 14. April 5656. Dr. J. Niemirower.

* * *

II.

Jüdische Wissenschaft fin de siècle.

Geehrte Redaktion!

Jüngst meinten Sie in Ihrem Briefkasten, es sei unthunlich, nur ein Namensverzeichnis der Vorträge zu bringen, da dieses niemand interessiere; hingegen würden Sie sich freuen, wenn man Sie in den Stand setzte, ganze Auszüge aus den Vorträgen abzudrucken. Wir säumten nicht, Ihren Wünschen zu entsprechen, indem wir Ihnen sofort nach Ihrer betreffenden Briefkastennotiz einige Auszüge zustellten. Kaum hatten Sie aber den ersten gebracht, als schon Dr. Bernfeld wie ein דוב שכול sich auf den nichts ahnenden Vortragenden stürzte und in **seiner** Art: רמס וטרף ואין מציל — Du, lieber Himmel! — Da kommt der Redner aus der kleinen Provinzialstadt auf **eigene** Kosten nach unserer Provinzial-Residenz, hält uns einen durchaus beifällig aufgenommenen Vortrag, für den er mit keinem Heller bezahlt wird, und schließlich erhält er seinen Dank in einer öffentlichen Abkanzelung! Und warum? Weil er angeblich Manasse ben Israel, den Helden seines Vortrages, zu sehr gelobt hatte! Zunächst kann ich letzteres durchaus nicht zugeben. Der Hörer hatte **nicht** den Eindruck, daß über Manasse ben Israel mehr gesagt worden sei, als dieser immerhin ausgezeichnete Mann und wirklich große jüdische Patriot thatsächlich verdiente; denn auch seine Schwächen wurden vom Redner hervorgehoben, wenn auch, wie selbstverständlich, diese in dem kurzen Zeitungsbericht nicht noch extra aufgeführt worden sind. — Und selbst, wenn ein vor zwei Jahrhunderten Verstorbener schon wirklich etwas zu viel gelobt sein sollte — was thuts? Thut dies etwa unserm Judentum Abbruch? Ist es für die Fortentwickelung desselben denn besser, wenn unsere alten großen Toten heruntergerissen, ihres Glorienscheins, in welchem sie zu sehen wir bisher gewohnt waren und der uns allen durchaus wohlgefiel und auch durchaus wohlgethan, weil wir uns darin sonnten und daran uns begeisterten — ist es denn besser, frage ich, wenn wir unsere anerkannt bedeutenden Männer des sie umgebenden Glorienscheins entkleiden und uns dann logischerweise sagen müssen: „Alles, was unsere Eltern und Lehrer uns Schönes und Erhabenes von unseren großen Männern erzählt haben, ist gar nicht wahr; im Gegenteil, diese waren gar keine großen Männer,

sondern zumeist noch gar „unter Durchschnitt,“ somit oft weniger noch als wir; daher fort mit der altgewohnten Verehrung, die weiter nichts ist als „Phrase, Heuchelei, Firlefanz“ ꝛc.? Haben wir dann etwas gewonnen? Genau das Gegenteil, sollte man meinen! Die Gegenwart ist arm an wahrhaft jüdischen Männern, mithin sind die Aussichten für die Zukunft auch trübe. So rauben Sie uns wenigstens nicht auch noch die Vergangenheit! Indem man uns teilweise die Vergangenheit nimmt, nimmt man uns auch die Zukunft. Kritisieren Sie an den Lebenden so viel Sie wollen, aber unsere Toten, zumal die aus alten Jahrhunderten, lassen Sie uns in Ruhe und sie ihren Ruhm weiter genießen. Das schadet uns gar nicht; im Gegenteil es nützt uns insofern, als unsere Jugend sich die Männer zum Vorbild dienen lassen und ihnen nachzueifern sich bemühen kann.

Was Dr. Bernfeld über die Litteraturvereine sagt, und namentlich die Art, mit der er sie behandelt, muß auch zurückgewiesen werden. Vielleicht ist bei Ihnen in Berlin auch hierin nicht alles, wie es sein könnte. In den Provinzen aber haben die Vereine sich bestens bewährt und stiften hier wie dort fortgesetzt Segen!

Das alte Wort: de mortuis etc. gilt doch glücklicherweise auch heute noch. Durch das Herunterzerren eines Moses Mendelssohn und Manasse ben Israel von ihrem in der Judenheit ihnen nun einmal eingeräumten hohen Piedestal verletzt der Mann die Gefühle vieler Tausende unserer Glaubensgenossen. Und zu welchem Zwecke denn? Schriebe er ein eigenes Geschichts- oder litterar-historisches Werk, so könnte man sagen, es geschehe dies im Interesse der historischen Wahrheit, oder auch, in seinem eigenen Buche kann er machen, was er will. In einer Zeitung aber, die der Lektüre des Tages gewidmet ist, die vielleicht auch von einzelnen Urteilslosen gelesen wird, gehören derartige in Form einer Korrespondenz abgedruckte Kritiken nicht hin. Denn um diese zu begründen, ist der Raum ja zu karg bemessen; auch habe ich bisher nach Argumenten vergebens gesucht. B. sagt einfach: es ist nicht wahr, daß der Mann so und so bedeutend war — das Gegenteil ist der Fall, „ich“ weiß es nämlich besser und dergleichen! —

Ihr Blatt hat sich von den häßlichen Lobhudeleien aller Silberhochzeitler, Gemeinde-Parnossim ꝛc. bisher wohlweislich fern zu halten gewußt, weil diese die anderen Blätter füllenden Albernheiten Widerwillen erregen. Erregen diese aber Widerwillen, so erregen die fortwährenden Angriffe gegen die Toten für die Dauer, dazu noch in der verspottenden Art des Dr. B., geradezu Unwillen. Und das ist fast dasselbe.*)

M. F.

Königsberg i. Pr.

Rabbiner, Prediger und Lehrer.

Von Lion Wolff.

III.

Im vorigen Artikel glaube ich bewiesen zu haben, daß die hierarchischen Bestrebungen unserer Rabbiner nur Schreckgespenste sind, die niemand mehr fürchtet, die keinem gefährlich werden können. In den preußischen Gemeinden ist die Herrschaft der Rabbiner über die anderen Beamten überhaupt ein Unding, weil ihnen jede behördliche Autorität fehlt, und auch die Land- und Bezirksrabbiner wirken eher zum Schutze der Lehrer gegen herrschsüchtige Vorsteher als zu ihrem Schaden. Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel.

Und was ist im Grunde genommen der Unterschied zwischen einem Gemeinderabbiner und einem sogenannten Kultusbeamten, der in einer mittleren Gemeinde als „Mädchen für Alles“ wirkt? Schon ist eingetroffen, was ich vor Jahren in einer Broschüre prophezeit habe: Die Zukunft gehört nicht dem jüdischen Elementarlehrer, — denn unsere jüdisch-konfessionellen Schulen stehen auf dem Aussterbeetat, — und nicht dem einseitig vorgebildeten Rabbiner, denn die Provinzgemeinden verringern sich und ihren Etat. Die Zukunft gehört vielmehr dem Kultusbeamten, der alle Aemter in einer Hand vereinigt.

Gemeinden in der Größe bis zu 100 Familien engagieren einen Beamten als Prediger, Lehrer und Kantor und einen zweiten als Schächter und Synagogendiener. Vier größere Gemeinden, die bisher einen Rabbiner besoldet, haben im letzten Jahre diesen Modus schon eingeführt und andere werden unzweifelhaft folgen.

Und auch der geistige Unterschied zwischen den genannten Beamten ist nicht erheblich groß. Soweit geborene Deutsche als Rabbiner inbetracht kommen, ist es mit ihrer Kenntnis der talmudischen Litteratur nicht viel besser bestellt, als bei dem seminaristisch vorgebildeten Lehrer. Der eine weiß wenig und der andere noch weniger. Die Kandidaten, die aus dem Osten nach Deutschland kommen, bringen mehr talmudisches Wissen mit, als ein Deutscher in seinem ganzen Leben erringen kann. Nur die Gymnasialbildung haben sie vor uns voraus, und diese wird wieder durch die Kenntnisse in der Liturgie und in der Musik ausgeglichen.

Wohl weiß ich und habe es selbst schon oft empfunden, daß wer nicht das Glück hat, Dr. zu heißen, nicht als vollberechtigt, sondern als Eindringling betrachtet wird, der nicht in die Versammlung der Großen kommen dürfe. Allein auch das ist zu ertragen, in dem Bewußtsein, daß die Rabbinerversammlungen der letzten zwei Dezennien nichts, aber auch gar nichts Vernünftiges zu Tage gefördert haben, es müßte denn sein, daß die Maybaumsche Hagadah allgemein eingeführt würde — in dem hebräischen Urtext wenigstens.

Ich habe in der Rabbinerfrage schon wiederholt Stellung genommen, und man hat mir eben so oft imputiert, ich sei ein Feind der ausländischen Rabbiner und Kultusbeamten. Dagegen verwahre ich mich auf das entschiedenste, nicht sowohl deswegen, weil ich gerade in diesen Kreisen meine besten Freunde habe, sondern weil ich der einzige war, der in einer Audienz bei dem damaligen Minister v. Puttkamer gegen die Ausweisung der ausländischen Beamten protestiert habe.

Ich habe allerdings wiederholt dagegen protestiert, daß die Gemeinde in der Hauptstadt des deutschen Reiches nur, und ich möchte sagen: grundsätzlich nur Ausländer engagiert, und gefordert, daß unter den vielen Beamten wenigstens ein geborener Deutscher Gnade finde vor den Augen der Berliner Machthaber. Das ist noch heute meine Meinung, und sicher

---

*) Wir kommen auf diese Angelegenheit in nächster Nr. zurück. Red.

wird demnächst auch ein siebenter ausländischer Rabbiner in Berlin angestellt werden.*)

Im Privatverkehr mit einem simplen Feld-, Wiesen- und Wald-Kultusbeamten sind übrigens gerade die ausländischen Rabbiner viel — man verzeihe das harte Wort! — kollegialischer, als die deutschen Rabbiner, die mitunter nicht wissen, welchen Ton sie uns gegenüber anschlagen sollen.

So wurde ich vor einigen Jahren von einem Kantor einem Rabbiner, — echter Germane! — und dessen Frau vorgestellt. Er hatte „mir nichts zu sagen.“ Frau Dr. aber behandelten mich zu seinem sichtbaren Entsetzen wie einen veritablen Kollegen. Nach der Audienz wurde natürlich die Frau über meinen wahren Wert aufgeklärt, und als ich das ehrwürdige Ehepaar am Nachmittag in einer Gesellschaft traf, war „sie“ so ehrlich mir zu gestehen, sie hätte mich für einen Rabbiner gehalten! „Ich bin sogar auch — Lehrer!“ antwortete ich.

Resumieren wir uns nun: Unsre Seelsorge ist gleich Null; unsere Predigten verhallen nach Schluß des Gottesdienstes. Nur was wir in der Schule leisten, hat Bestand. Und ob man uns Dr., Rabbiner oder Lehrer nennt — wir alle werden nur nach dem Werte unserer Leistungen in der Religionsschule beurteilt und gewogen!

Zur Schul- und Hausbibel-Frage.

Von Rabbiner Dr. L. Treitel, Laupheim.

II.

Soll denn aber doch — und der Versuch muß immer wieder gemacht werden — die Bibel sich wieder in der Familie einbürgern, zu einem „Blatt fürs Haus“ in dem besten Sinne werden, so muß — ich möchte sagen — so manches in ihr dem modernen Geschmack auch erst mundgerecht gemacht werden, und das geschieht am besten durch Bearbeitung, die ohne das Kolorit, den Herzton der Sprache der Bibel zu verwischen und zu unterdrücken, doch im einzelnen den veränderten Geschmack der Zeit Rechnung tragen kann, und das viel eher, als es bei schwerfälligem Uebersetzungsdeutsch möglich ist. Haben es ja auch unsere Alten nicht anders gemacht; ich erinnere nur an die Art, wie ganze Bibelabschnitte in unseren Midraschim verarbeitet wurden, entsprechend dem Geschmacke jener Zeit. Für die Schule kommt nur noch besonders dazu, daß bloßes Aneinanderreihen von Bibelversen wie bei bloßer Uebersetzung noch nicht Geschichte, auch nicht biblische Geschichte im heutigen Sinne ist, wie wir sie für Schulen brauchen, denn da ist manches anders zu ordnen, zu gruppieren, da Kürzung und Zusammenziehung, dort Ausführung oder auch ein Uebergang und dergleichen mehr nötig, vollends so in der späteren Königsgeschichte, die ihren Stoff bekanntlich mehreren biblischen Büchern entnimmt, der Chronik, den Propheten, ebenso wie den Büchern der Könige, wo erst ein Ineinanderverweben und Ineinanderarbeiten der Erzählungen von der einen und anderen Quelle dem Geschichtsbilde Fülle und Abrundung giebt. Ein Verweisen der Stücke aus Chronik, Jesaia, Jeremia u. a. in Fußnoten, wie ja das auch geschehen, wäre alles eher denn eine kunstgerechte Darstellung, die Zusammengehöriges in einander zu verweben hat, abgesehen davon, daß durch lange Fußnoten der Fluß der Darstellung unterbrochen wird, was für Schule und Haus immer störend. Daß die Bearbeitung an Stellen auch breit werden kann, soll nicht bestritten werden, aber nur da soll es geschehen, wo ohne ein erklärendes, übrigens in die Geschichtserzählung selbst einzuflechtendes Wort, das Bibelwort nicht verstanden wird. Beim Buche Jona dünkt mir solche Bearbeitung statt bloßer Uebersetzung geradezu Pflicht gegen das Laientum, da dieses um gewisser Stellen willen nur gar zu leicht die Zielscheibe von Spott und Hohn wird, wie mancher mit mir im Leben erfahren haben wird, und dies alles bei sonstigem Respekt und Pietät der Leutegegen dies heilige Schrift. Sagen doch auch die Alten zu gewissen Schriftstellen: המתר גם פסוק לצרותו הרי זה בדאי.

Zur Frage der „Bibelsprüche“ im Religions-, spez. biblischen Geschichts-Unterricht hier nur so viel. Eine jede biblische Geschichte, da sie in erster Reihe dem Gesinnungsunterricht zu dienen hat, soll mit einem den ethischen Kern in sich fassenden Bibelspruch abschließen. Auch eignet sich so die Jugend fast spielend, was garnicht zu unterschätzen ist, einen Schatz von „geflügelten Worten“ oder Aussprüchen der Klassiker der Bibel an, und die systematische Religionslehre, bei der Lehrende wie Lernende nur zu oft und gerechterweise über Langeweile klagen, erfährt bei solchem Verfahren einen erfrischenden, verlebendigenden Hauch, in dem Lehre und Leben oder Handlung, die vor allem das jugendliche Gemüt interessiert, wie im Bibelspruch und der voraufgehenden Erzählung eins werden. Aus dem gleichen Grunde soll auch die Ueberschrift biblischer Geschichten, wo es irgend angeht, gleich auch den ethischen Kern der Erzählung andeuten.

Zum Schluß noch ein Wort über die poetischen Abschnitte der Bibel bezw. deren Bearbeitung in einer Schul- und Hausbibel. Was poetisch in der heiligen Schrift, soll, um den Genuß der Lektüre auch genußreicher zu machen, auch rhythmisch wiedergegeben und solches auch schon äußerlich durch Einrücken der Zeilen erkennbar gemacht werden. Es dürfte ja nachgerade Zeit sein, auch ästhetischer Würdigung der Bibel die Wege zu bahnen bei Jung und Alt. Aber wohlverstanden: nur rhythmisch, nicht gereimt, wie längst das Herder (Geist der hebr. Poesie) und de Wette in seinem Kommentar der Psalmen überzeugend dargethan. In solchen rhythmisch bearbeiteten poetischen Bibel-Abschnitten ist zugleich willkommener Stoff zum sogenannten Bibellesen in der Schule gegeben.

Ob ich noch hinzuzufügen habe, was bereits bekannt sein dürfte durch Publikation der Verlagsbuchhandlung J. Bensheimer in Mannheim, daß nach den im Vorstehenden erörterten didaktischen und ästhetischen Grundsätzen auch bereits der erste Teil solcher Bearbeitung von Schul- und Hausbibel, enthaltend biblische Geschichten nach dem Wort der Bibel, von mir selbst und bei größtmöglicher Billigkeit im Preise da ist? Und ob danach das Gesagte auf eine Art Selbstanzeige hinausläuft? Und wenn dem so wäre? Zu rechter Zeit eröffnet die bestrenommierte Zeitschrift „Zukunft“ eine Rubrik Selbstanzeigen, die sie mit einer beherzigenswerten

*) Vorderhand wird wohl gar keiner angestellt. Denn einer, der allen Richtungen genehm, ist nicht so leicht gefunden, und einen Schützling der Protektionen wird sich die Gemeinde nicht mehr aufdrängen lassen. Red.

Betrachtung einleitet, woraus einige Sätze als recht zeitgemäß auch hier einen Platz finden mögen. „Seit manchem Jahr — heißt es daselbst — dröhnt die Klage über Mangelhaftigkeit der Bücherbesprechungen durchs deutsche Land. Wenn nun die Verfasser selbst ihre Bücher anzeigen, so ist ja klar, daß der Verfasser nicht sein eigenes Werk loben kann; aber er kann den Inhalt angeben, sein Ziel bezeichnen, sagen, was er gewollt hat, und dadurch dem Publikum die Möglichkeit schaffen, selbst das ihm Behagende aus der Masse zu wählen. Mit anderen Worten: der Verfasser soll für die Zeitung eine Art zweiten Vorworts herstellen." Und damit schließe ich auch diesen Aufsatz und soll es mir recht sein, wenn es im Vorstehenden gelungen, das Gleiche in diesem Falle für Interessenten der Sache der Schul- und Haus-Bibel zu leisten.

Wochen-Chronik.

Berlin, den 15. April.

— **Hertzogs Krone.** Rudolph Hertzog inseriert im „Berliner Tageblatt" — das ist das neueste vom Tage und verdient in der That an dieser Stelle registriert zu werden. In Journalistenkreisen konnte man zwar manches gute Witzwort hierüber vernehmen. Die einen meinten, Hertzog inseriere im Tageblatt, weil der Liberalismus desselben verblaßt sei; andere behaupteten, die Zuwendung von Inseraten seitens der genannten Firma sei eine Art Anerkennung dafür, daß Herr Rudolf Mosse keinen Ungetauften mehr als Redakteur anstelle. Allein für uns ist diese Thatsache aus einem anderen Grunde interessant. Der verstorbene Gründer dieser Firma hat bekanntlich den Urhebern der „Berliner (antisemitischen) Bewegung" Hunderttausende in den abgrundtiefen Rachen geworfen. Als er später den wahren Wert dieser Ritter von Furcht und Tadel kennen gelernt, soll er sich verstimmt zurückgezogen haben. Nach seinem Ableben brachen die Erben mit den „Traditionen" ihres Hauses, indem einer derselben eine große Summe zu einer konfessionslosen Stiftung schenkte und einen üdischen Anwalt zum Kurator einsetzte. Jetzt wird aber auch der Bann, mit dem alle „Judenblätter" bei der Verteilung von Anzeigen der viel inserierenden Firma belegt waren, gelöst. Und dieser neue Beweis von Toleranz gegen Andersdenkende darf bezeichnet werden als die Krone des jungen Hertzog.

— **„Die Juden sind keine Deutschen"** — so sagt Meyer, der Lexikon-Meyer, in der neuesten Auflage seines Werkes, das nunmehr neben den 27000 Abbildungen auch ein Zerrbild enthält. Bei der Aufzählung der Nichtdeutschen im Reiche heißt es nämlich: „Im deutschen Reiche gab es 1890: Franzosen 220000, Wallonen 12058, Dänen 139400, Polen u. s. w. 2000010, Wenden 120000, Tschechen 62000, Littauer 122000, Juden 570000, Reichsausländer 433000, zusammen ca. 4700000." — Das nämliche Lexikon wird natürlich in einem weiteren Bande einen Artikel über die preußische Staats- und deutsche Reichsverfassung bringen, der das strikte Gegenteil besagen wird. Das schadet aber nichts. Das Lexikon wird jetzt von der gesamten Antisemitenpresse gepriesen — das schadet ihm auch nichts, denn das hat es verdient!

— **Ferdinand Gumbert,** der gemütvolle Komponist manch' stimmungsvollen Liedes, ist hochbetagt gestorben und am letzten Donnerstag auf dem alten jüdischen Friedhof in alt-jüdischer, prunkloser Weise bestattet worden. Von den zahlreichen Nachrufen, die die Tagespresse dem Entschlafenen gewidmet, heben wir nur einen hervor, weil er bezeichnend ist — nicht für den Charakter des Entschlafenen, der über jeden Zweifel erhaben ist, sondern für die Charakterlosigkeit antisemitischer Blätter, die nicht minder über jeden Zweifel klar ist. Der Nachruf lautet: „Nun haben wir ihn begraben, den alten Ferdinand Gumbert. Draußen auf dem alten Friedhof in der Schönhauser Allee ist die letzte Ruhestätte, zu der ihn am Donnerstag Nachmittag Verwandte und Freunde begleiteten. Ganz wie es dem Wesen des anspruchslosen Mannes entsprach, war die Feier durchaus prunklos und einfach. Die kurze Ansprache des Geistlichen war eingeleitet von Chorgesang und gefolgt von einem stimmungsvollen Solo mit Harmoniumbegleitung, einer Weise des Entschlafenen selbst. Zahlreiche Kränze deckten seinen Sarg, dagegen war die Zahl der Leidtragenden nicht allzu groß. Wir bemerkten u. a. nur wenige Angehörige der Presse und Kunstwelt. Aber als man seinen Sarg in das kühle Grab senkte, da sangen die Vögelein von den knospenden Zweigen herab, als ahnten sie, daß man hier einen frohen Sänger, ein allzeit heiteres Menschenkind bestatte." Diese Zeilen sind nicht etwa in irgend einem „Judenblatt", sondern in der antisemitischen „Tägl. Rundschau" zu lesen, deren Musikreferent der Verstorbene jahrelang gewesen. Man beachte nun die Geschicklichkeit, mit der der Nachruf abgefaßt ist, indem mit keinem Worte angedeutet wird, daß Gumbert ein Jude gewesen. Das Blatt, in dessen Spalten die Bezeichnungen „Jude" und „jüdisch" ungemein häufig zu lesen sind, hat es über sich gebracht, dem „alten Friedhof in der Schönhauser Allee" das ihm gebührende Beiwort „jüdisch" vorzuenthalten, aus dem Rabbiner einen konfessionslosen „Geistlichen" zu machen und auch den Synagogen-Chor, welcher die Gesänge vortrug, in liebenswürdigster Weise zu umschreiben. Und das ist auch erklärlich. Wäre es denn nicht entsetzlich, wenn die Leser der „Tägl. Rundschau" erführen, daß sie jahrelang ahnungslos durch semitischen Geist vergiftet wurden?

— **„Der Kampf ums Dasein und die Juden."** Unter diesem Stichwort las ich kürzlich an dieser Stelle (in Nr. 13 dies. Bl., S. 235) einen bemerkenswerten Ausspruch von Prof. Dodel-Zürich. Lebhaft erinnert wurde ich dabei an einen vielleicht nicht minder interessanten Gedanken des in der politischen Geschichte, sowie in der Nationallitteratur seines Landes gut bekannten italienischen Staatsmannes Massimo d'Azeglio (gest. 1866), den dieser in seinen posthum erschienenen „Denkwürdigkeiten" verzeichnet hat, und der manchem der geehrten Leser noch neu sein dürfte. „Die jüdische Nation selbst," so schreibt d'Azeglio, „liefert einen der sonderbarsten und bewunderungswürdigsten Beweise für die Wahrheit, daß das Recht wahrhaft unsterblich wird, nicht durch die aktive Kraft, sondern durch die passive. Heutzutage erlangt dieses Religionsvolk allgemein die Anerkennung seiner Rechte, welche ihm von Titus angefangen bis jetzt verweigert worden. Achtzehn Jahrhunderte hindurch standen auf der einen Seite zwei- bis dreihundert Millionen Christen und ungefähr hundertsechszig Millionen Is-

lamiten — auf der andern fünf Millionen Hebräer. Ein jeder kennt den Ingrimm, womit man sie auszurotten trachtete, den letzten Keim jenes unüberwindbaren Stammes Jakob mit Füßen zu treten, auszulöschen. Wer hat am Ende gesiegt? Gesiegt haben die fünf gegen die vierhundertsechszig." —
Ibri Anochi, Königsberg O.-Pr.

— **Die Antisemiten in Wien** gedenken am 18. d. M. bei der Bürgermeisterwahl „vereint zu schlagen". Inzwischen schlagen sie kräftig auf einander los und vertreiben sich die Zeit mit gegenseitigen Verbal- und Realinjurien. Daß sich die klerikale und die „deutsch-nationale" Nüance versöhnt wieder zusammenfinden kann, ist eigentlich schwer anzunehmen, wenn man nicht den besonderen Charakter der Führer in Anschlag bringt. Jetzt hat der Abgeordnete Vergani, der Herausgeber des Deutschen Volksblattes, des Hauptorgans der christlich-sozialen Antisemiten-Partei, beim Wiener Landesgericht Ehrenbeleidigungsklagen gegen dreizehn Personen, welche ihn öffentlich in den Bättern beschuldigt, früher als Bürgermeister von Mühldorf in Niederösterreich Gemeindegelder unterschlagen und veruntreut zu haben, eingereicht. Unter den Verklagten befinden sich Georg Schönerer, der seiner Zeit dem Vergani Geld zur Gründung des Volksblattes gegeben, der ehemalige Gemeindesekretär Arnorsch, früher Mitarbeiter Verganis, ferner Carl Hermann Wolf, Herausgeber des deutsch-nationalen Antisemitenblattes „Ostdeutsche Rundschau", Alexander Scharf, Herausgeber der „Montags-Zeitung", der ehemalige Abgeordnete Dr. Bloch und mehrere Journalisten. — Das Merkwürdigste bei der Affäre ist, daß Vergani annehmen konnte, die ihm zur Last gelegten „Bagatellen" vermöchten ihm in der Partei der Steiner, Schneider, Geßmann zu schaden.

— **Die Juden in Ungarn.** Aus Anlaß der bevorstehenden Milleniumsfeier dürfte ein kurzer historischer Rückblick auf die Stellung der Juden in Ungarn am Platze sein. Es ist eine geschichtlich feststehende Thatsache, daß es den Juden in jenem Lande wohlergangen ist, und daß, wäre sie nicht schon in der menschlichen Natur begründet, die glühende Liebe, die die ungarischen Juden ihrem Vaterlande entgegenbringen, menschlich erklärlich wäre. Beginnen wir mit dem 12. Jahrhundert. Von dem Jahre 1114 bis 1205 war die Rechtsstellung der Juden in Ungarn besonders günstig, denn im 13. Jahrhundert gab es in Ungarn noch kein magyarisches Bürgerelement. Viele Juden heirateten im Jahre 1229 Christinnen. Viele Christen traten zum Judentum über, viele Aemter waren in Händen der Juden. Nach Mommsen (Römische Geschichte III 534) mußten schon unter Julius Cäsar Juden in Ungarn gelebt haben. Im Jahre 970 wurden die Magyaren durch die Griechen geschlagen und mußte Taksony, um den erlittenen Verlust zu ersetzen, verschiedene Volksstämme im Lande heranziehen. Unter diesen waren auch die Chalisier, nach Cinamus ein jüdischer Volksstamm. Im neunten Jahrhundert erhielten die Juden in Ungarn Verstärkung durch Juden aus Böhmen, welche unter Herzog Wraslaws Regierung verfolgt wurden. Szirmay Antal meint in seinen Schriften, daß viele von den Magyaren im Szathmarer Komitate bereits vorgefundene Ortsnamen hebräischen Ursprunges sind, weshalb auch anzunehmen sei, daß im Szathmarer Komitate Juden vor den Magyaren gelebt, welche mit den Kozaren vermischt daselbst gewohnt haben. Die Juden in Ungarn hatten sich immer einer besseren und gesicherteren Existenz, als jene der Nachbarländer zu erfreuen. Immer kam hier die Ueberzeugung zum Durchbruch, daß der Handel einer der wichtigsten Faktoren im Staatshaushalte ist, daß er nicht jene Geringschätzung verdient, welche demselben von seiten unsrer Gegner zuteil wird. Die Ungarn sind eben ein politisch reifes Volk, und ein solches wird niemals zum Antisemitismus hinneigen, sondern jeden Menschen neben sich dulden, ja als gleichberechtigt an den Gütern des Lebens anerkennen. Die Milleniumsfeier wird daher von den Juden des Landes besonders festlich begangen werden. Nicht blos die neologen, auch die orthodoxen Juden werden an der Feier lebhaften Anteil nehmen. Zu diesem Zwecke versenden die orthodoxen Rabbiner Ungarns an ihre Gemeinden einen schwungvollen Aufruf, in welchem es u. a. heißt: „Wir wollen Gott danken dafür, daß er uns in die Mitte des Volkes geführt, welches die Gnade der Gerechtigkeit und der Gunst über uns ausgegossen hat. Forschet im Dunkel der Zeiten und ihr werdet stets finden, daß seit dem Tage, an welchem die Ungarn in diesem Lande sich eine Heimat gegründet, sie uns stets mit Liebe umgeben haben. In den traurigen Tagen, da man in anderen Ländern die Söhne Israels mit grimmem Haß verfolgte und noch verfolgt, war das schöne Ungarn der Judenheit ein Schutz und Hort. Dies wissend, freut euch, ihr Frommen und Wackeren, und flehet am 10. Mai in andächtigem Gebete zum König der Könige, dem Urquell der Gnade! Flehet, daß Seine Gnade sich über die Bevölkerung dieses gesegneten Landes ergieße. Flehet, daß diese Nation bis an das Ende der Zeiten gedeihe, in Ruhm und Ehre, Macht und Reichtum!"

— **Das argentinische Hilfswerk.** Wir lesen in der „Köln. Volkszeitung": Es ist bekannt, daß seit einigen Jahren in Frankreich eine anonyme, mit einem Kapital von 50 Millionen Mark ausgerüstete Gesellschaft besteht, an deren Spitze der bekannte Baron Hirsch gewählt worden ist, und die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Juden, wo dieselben in Europa verfolgt werden, zur Auswanderung zu veranlassen und zur Kolonieengründung nach Argentinien zu entsenden. Diese Gesellschaft veröffentlichte in diesem Monat ihren Jahresbericht, und wir finden darin über die erzielten Erfolge dieser Bewegung die folgenden interessanten Ausführungen. Die verschiedenen jüdischen Kolonieen der Argentinischen Republik umfassen schon 1222 Familien. Sie sind eingerichtet in eigens geschaffenen Zentralpunkten zunächst von Maurico, Clara, Mosesstadt und San Antonio und in 14 anderen Gruppen, die alle in den letzten zwei Jahren gegründet worden sind und 50 Familien zählen. Diese Kolonieen sind einigermaßen verwaltet von den Repräsentanten der Gesellschaft, deren Lage nicht gerade immer angenehm ist; denn sie müssen nicht allein die Sprache des Landes und die Sprachen der verschiedenen Familien verstehen, welche in den Kolonieen sich niederließen, sondern sie müssen gleichzeitig auch die Kenntnisse eines Ingenieurs und eines Landwirtes haben. Nur der Ackerbau ist der Boden, auf dem diese Kolonieen sich behaupten können, und es scheint, daß sie darin Fortschritte machen. Im Jahre 1894 gab es dort 13801 Hektar mit Getreide und 1240 Hektar mit anderen Sämereien bebautes Ackerland; 1895 bedeckte das Getreide einen Flächenraum von 14137 Hektar und die übrigen

Sämereien 4073 Hektar. Die Gesellschaft kann aber noch einer großen Anzahl von Kolonieen Ackerland anweisen, da sie im Besitze von 189023 Hektar ist, von denen bis jetzt erst 20000 Hektar in Benutzung sind, und sie außerdem noch über die Mittel zu weiterem Grunderwerb verfügt. Schulen sind in allen Kolonieen ins Leben gerufen worden, und einzelne von ihnen sind gut besucht; diejenige von Mauricio, auf gemeinsame Kosten der Gesellschaft und der jüdischen Alliance eingerichtet, war im Monat August vergangenen Jahres von 100 bis 110 Kindern besucht, diejenige von Clara hatte 109 Zöglinge, 57 Knaben und 52 Mädchen. Ohne Zweifel giebt es bei den neuen Ankömmlingen Unkraut genug unter dem Weizen, und die Verwalter haben es oft mit Elementen zu thun, mit denen ganz und gar nichts anzufangen ist; aber sie rechnen damit, daß diese Nichtsnutze höchstens 5—10 pCt. ausmachen und die übrigen tüchtige Arbeiter sind oder es wenigstens werden können.

— **Jüdische Einwanderer in London.** Die Londoner Zeitschrift Hospital schreibt: In den letzten Jahren hat sich eine enorme Einwanderung russischer und polnischer Juden in das Ostende Londons ergossen. Ein Fünftel der Bevölkerung Whitechapels besteht aus solchen Juden, die alle in den letzten zehn Jahren nach England herübergekommen sind. Alte Leute über 50 Jahre bleiben gewöhnlich daheim und ertragen lieber ihr Schicksal, als daß sie auf neue Abenteuer sich einlassen. Männer und Frauen zwischen 20 und 40 Jahren riskieren das Experiment und versuchen ihre Lebenslage in einem anderen Lande zu verbessern. Diese jungen Männer und Frauen bringen manchmal junge Kinder mit sich oder bekommen Kinder in den ersten Jahren ihres Aufenthaltes in der Fremde. Aus solchen Leuten ist die jüdische Kolonie im Ostende Londons zumeist zusammengesetzt, und es giebt deshalb mehr Kinder im Verhältnis zu den Erwachsenen unter ihnen, als in anderen Teilen Londons. Frühes Heiraten, und manchmal sehr unvorsichtiges, ist auch etwas Gewöhnliches bei den Juden Ost-Londons. Gewöhnlich ist die Armut da, und wenn das erste Kind geboren wird, muß schon gleich die Hilfe der Wohlthätigkeitsanstalten in Anspruch genommen werden. Die Geburtsrate beträgt in Whitechapel, wo die meisten ausländischen Juden sich zusammenfinden, 40,9 für das Tausend der Bevölkerung, während sie für London im allgemeinen nur 31 beträgt. Wo es viele Kinder giebt, wird es auch stets eine große Kindersterblichkeit geben. Aber selbst davon abgesehen, ist die Sterblichkeit der jüdischen Kinder, ehe sie zehn Jahre alt geworden sind, erschrecklich. Man darf sich nicht darüber wundern, wenn man sich klar macht, daß alle Uebel der Armut in gesteigertem Grade sich in den Häusern dieser Einwanderer befinden. Diese ausländischen Juden sind meistens entsetzlich arm. Ihre Arbeit wird sehr schlecht bezahlt und sie arbeiten unter den ungesundesten Verhältnissen. Ihre Wohnung ist zugleich die Werkstätte. Die Kinder wachsen auf in einem dichtgedrängten und schlecht ventilierten Zimmer. Die Durchschnittsrate der Kindersterblichkeit im ganzen Lande beträgt 25 Prozent, unter den Juden aber beträgt sie 60 Prozent und unter den ganz armen Juden steigert sie sich sogar auf 80 Prozent. Erschreckt über diesen Zustand der Dinge hat die Londoner jüdische Gemeinde eine Untersuchung angeordnet. Sie ergab, daß gesundheitswidrige Verhältnisse und ungeeignete, ungenügende Nahrung den Grund der furchtbaren Kindersterblichkeit bilden. Das Heilmittel liegt natürlich nur in der Hebung der Lebenshaltung. Das ist nun leicht gesagt, aber sehr schwer durchgeführt.

Feuilleton.

Die Juden als Kolonisten.

Auf die Frage, warum sich die Juden besonders zu Kolonisten eignen, giebt ein Leitartikel der „Jewish Chronicle“ sehr treffende und ausführliche Antwort:

Die Juden besitzen wenigstens drei der wichtigsten Eigenschaften, welche sie befähigen, tüchtige Kolonisten zu werden. 1. Sie akklimatisieren sich leicht, 2. sie besitzen Sprachenkenntnis und 3. Geschäftsgeist. Wir dürfen noch hinzufügen, daß sie auch über unüberwindliche Ausdauer verfügen, ohne welche jedes kolonisatorische Bestreben seinen Zweck verfehlt. Unter den Ansiedlern in neuen Ländern befinden sich gewöhnlich Juden, auch dort, wo die Gefahren des Daseins so nahe liegen als die Aussichten auf Gewinn. Die im amerikanisch-jüdischen historischen Verein gesammelten Akten machen uns mit den Namen vieler Juden bekannt, welche schon den atlantischen Ocean durchkreuzten, bevor das Reisen noch zu den Annehmlichkeiten gehörte, von Juden, welche plötzlich auftauchten, um im Innern des Landes Städte gründen zu helfen, welche heute als Sterne erster Größe glänzen unter dem Banner der Vereinigten Staaten.

Wie weit zurück in die dunkle und entlegene Vergangenheit die Ansiedlungs-Energie der Juden zu datieren sei, läßt sich unmöglich feststellen. Sowohl die klare Sprache der Bibel als auch die unklaren Andeutungen einer weniger zuverlässigen Volkstradition haben die alten Hebräer schon mit England und einigen seiner Kolonien in Verbindung gebracht. Herr Rider Haggard überraschte eine prosaische Nation mit einer uralten Dichtung aus Süd-Afrika, in welcher schauderhafte Sagen und bezaubernde Träume von unermeßlichen Reichtümern sich um „König Salomos Goldminen“ gruppierten. Andere, außer blos englischen Israeliten haben an der Küste von Cornwallis Ueberreste einer alten jüdischen Kolonie entdeckt, die etwa aus der Zeit herrühren mag, als die Schiffe von Tarschisch nach Ophir segelten, falls diese beiden Orte nicht identisch sein sollten, und fabelhafte Schätze aus dem blühenden Osten nach Judäa zurückbrachten.

Es ist ganz gewiß, daß in den Golddistrikten Ost-Afrikas heute noch Spuren uralter Bergwerke zu entdecken sind, welche jüdische Unternehmer schon lange vor der Zeit der Syndikate und Bergwerks-Aktiengesellschaften dorthin gelockt haben mögen. Ob dieses nun wirklich der Fall war oder nicht, Judäa, selbst eine von eingewanderten Juden gegründete Kolonie, sandte seine Sprößlinge aus lange vor der Diaspora. An allen Feldzügen der Nachfolger Alexanders des Großen haben Juden teilgenommen und in den vom Mittelländischen Meere aus in Kleinasien zerstreuten Kolonien, in Antiochien sowohl als in Alexandrien gründeten Juden blühende Handels- und

Industriegesellschaften. Zu allen Zeiten scheinen sie das ganze Menschengeschlecht von China bis Peru überschaut zu haben. Es gab keine entschlosseneren und unerschrockeneren Pioniere als die jüdischen Reisenden des Mittelalters, welche bis in die entlegensten Gegenden Länder und Meere durchkreuzten, um Neues und Fremdes herbeizuführen. Kolumbus würde schwerlich seine berühmten Reisen haben unternehmen können, hätten ihn nicht spanische Juden durch Geld und persönliche Hilfsleistung unterstützt. Auch Vasco de Gama hatte in seiner Begleitung einen jüdischen Steuermann. Die spanischen Kolonien Süd-Amerikas vergalten den Juden aber Gutes mit Bösem. Unter den haarsträubenden Berichten über die Inquisition in Spanien befinden sich an erster Stelle die blutbefleckten Seiten, welche von den unzähligen jüdischen Märtyrern erzählen, die der Undankbarkeit ihres Landes und dem fanatischen Wahn, als wäre es zum Gewissensrichter bestimmt, zum Opfer fielen.

Verlassen wir die alte Geschichte, so sehen wir, daß der Fuß jüdischer Reisender bei allen wichtigen Kolonisationsbestrebungen späterer Jahrhunderte mit in der vordersten Reihe stand. Ein jüdisches Element offenbart sich in allen Richtungen kolonisatorischer Unternehmungen. In Westindien datieren jüdische Gemeinden ihre Existenz zurück in eine weit entlegene Periode, und die Zeit dürfte nicht mehr fern sein, in welcher eine gründliche Forschung in den Berichten über diese Gemeinden in Angriff genommen werden wird. Sogar die zerstreuten Fakta, welche nur vereinzelt ans Licht treten, beweisen die Existenz sehr alter jüdischer Ansiedelungen in dänischen Kolonien (St. Thomas), in holländischen Kolonien (Curaçao) und in englischen Kolonien (Jamaica, Barbados und Trinidad). Diese Kolonien sind jetzt in Verfall; aber bei Gründung der neuen Ansiedelungen, welche als Abzugskanal für die hemmenden und überflüssigen Kräfte Europas dienen, haben auch wieder Juden gerechten Anspruch auf Anerkennung; denn es ist ein Irrtum, wenn man glauben wollte, die Juden hätten gewartet, sich nach Victoria und Neusüdwales zu begeben, bis diese australischen Städte sich erst entwickelt hatten. Es befanden sich schon Juden unter den allerersten freiwilligen Ansiedlern — wenn auch nur wenige — welche ihre Reise auf öffentliche Kosten gemacht hatten.

Es existiert eine wahre Geschichte von einem jüdischen unschuldig verurteilten Sträfling, welcher in dem Lande, wohin man ihn per Schiff transportiert hatte, angesichts des Gerichts seinen edlen Charakter bekundete, als seine Freisprechung erfolgt war. Wir haben auch Kenntnis von Juden, welche sich in Adelaide niederließen, als diese bevölkerte und blühende Stadt noch ein unbedeutendes Dorf war und Aehnliches wissen wir aus anderen Teilen des australischen Festlandes und den meisten Hauptzentren des Handels und der Industrie auf Neu-Seeland. Letzteres besonders ist dem jüdischen Unternehmungsgeiste tief verschuldet und wir sind überzeugt, daß zur Herbeiführung der dieser Kolonie bevorstehenden großen Zukunft die Juden gewiß ihren Teil beitragen werden.

Was die Beteiligung der Juden an der jüngsten Entwickelung der südafrikanischen Goldminen betrifft, so haben wir dieser schon erwähnt. Hier waren die Juden wieder die wirklichen Pioniere, nicht die bloßen Nachzügler, die nur gekommen waren, an dem Erfolge früherer Entdecker teilzunehmen. Die Berichte, welche Nathanael Isaacs über seine vor einem halben Jahrhundert gemachten Entdeckungen auf dem Gebiete des Geschäftsverkehrs in Natal und Zululand erstattet hat, gehören zu den aberteuerlichsten unserer Zeit.

Auch den Familien Mosenthal und de Paß hat Süd-Afrika viel zu danken. Andere Namen aus der jüngsten Zeit, die sich um die Entwickelung des Gold- und Diamantenhandels verdient gemacht haben, dürften unseren Lesern bereits schon bekannt sein. Vom Zauber der auf diesen Gebieten angehäuften persönlichen Reichtümer geblendet, übersehen die Menschen nur zu oft die Dienste, welche der Welt durch solche Unternehmungen Einzelner geleistet wurden. Der Boer unserer Zeit begreift schwer, daß, wo wenige viel gewinnen, alle etwas gewinnen. —

Nachdem der interessante Artikel den englischen Glaubensgenossen nun noch einmal resumierend die hohe Bedeutung der Kolonisationsbestrebungen ans Herz gelegt hat, schließt er mit den Worten: „Daß in den englischen Kolonien der Antisemitismus keinen Boden gewinnen konnte, hat wohl zum Teil seinen Grund darin, daß jüdische Kolonisten meistens auch gute Juden sind.“ L. Cohen-Rees.

Reb Jomins Eidam.

Eine Drillichauer Geschichte. Von Manuel Schnitzer.

Man konnte sagen, was man wollte; man konnte schelten, schreien und in den höchsten Zorn geraten, dies alles rührte Peeritz nicht im geringsten. Ruhig blieb er stehen, wo er stand, die Hände in den weiten Taschen seiner in allen Farben schillernden, stellenweise abgeschabten Atlaspekesche vergraben, und schaute nur verwundert um sich, als wollte er sehen, wem der unfreundliche Empfang eigentlich gelte. Und wenn man es einmal über sich brachte, den rotwangigen Burschen zu einer Thür hinauszuwerfen, so durfte man zuversichtlich erwarten, daß er zu einer andern wieder hereinspazieren werde, mit derselben phlegmatischen Würde, demselben unerschütterlichen Lächeln auf dem lüsternen, breiten Munde. Dazu besaß er in solchem Falle so eine Art mit den Augen zu zwinkern, so eine eigentümliche Art, die sich nicht beschreiben läßt; es lag etwas ungemein Vielsagendes darin, eine ganze Kette unausgesprochener Schelmereien — so pflegt ein gutgelaunter Spitzbube einen zweiten, der sich gern vor ihm verstellen möchte, kameradschaftlich anzublinzeln.

Es gab inderthat Leute, die ihn für dumm hielten; die gehörten selbst nicht zu den Allerklügsten in Drillichau. Andere dagegen meinten, er stelle sich nur dumm, was jedenfalls keinen geringen Grad von Schlauheit erfordert. Was Peeritz selbst anbetrifft, so muß der Wahrheit gemäß gesagt werden, daß er sich weder um die einen, noch um die anderen kümmerte; er gab sich gegen jedermann in der gleichen einfältigen Weise, und so ist das Rätsel seines Wesens bis an sein Lebensende nicht gelöst worden.

War er dumm? — Es konnte so scheinen. Anders wenigstens ließ sich der Umstand nicht erklären, daß er das Almosen, welches ihm, dem starkknochigen, von Gesundheit

strotzenden Bettlerburschen, ungern genug gereicht wurde, durchaus nicht als Almosen zu betrachten gewillt war, sondern als eine ihm, kraft ehrlich erworbenen Rechtes, gebührende Steuer — als eine Steuer, die er unter allen Umständen von den säumigen oder unwirschen Zahlern einzutreiben suchte, sei es durch List, sei es durch freundliches Zureden, hauptsächlich aber dadurch, daß er nicht eher vom Platze wich, als bis ihm das Seine geworden.

Mit dem Rechte aber, auf welches er sich immer und immer berief, hatte es eine eigene Bewandtnis. Mehrere Jahre hindurch war Peeritz, dessen Familienname niemals bekannt geworden ist, der Begleiter eines blinden Bettelmusikanten namens Reb Jomin gewesen, eines alten Mannes, der weniger wegen der paar polnisch-jüdischen Gesangsweisen, welche er auf der Violine herunterkratzen konnte, als wegen seines schlagfertigen Witzes und eines unerschöpflichen Vorrates an alten Schwänken sich eines gewissen Rufes und einer gewissen Beliebtheit erfreute. Als dessen Führer hatte Peeritz bettelnd das Land durchzogen, von Krakau aus gen Schlesien über Dziadow, Drillichau und Biala; von hier aus wieder auf anderen, weit ausgedehnteren Wegen, welche selbst einige nördliche Komitate Ungarns berührten, nach dem Ausgangsorte zurück; als dessen Schüler hatte er — bis auf das Geigenspiel, für welches seine Hand sich als zu schwerfällig erwies — alle Meisterschaftsgriffe und Kniffe seiner freien Kunst erlernt, die in späteren Tagen ihn und seine Familie — wenigstens behauptete er, alljährlich Zuwachs erhalten zu haben — nähren und erhalten sollte. Und wenn Reb Jomin, in das Haus eines Drillichauer Glaubensgenossen — sie tragen seit jeher deutsche Tracht — oder in das Gewölbe eines Krämers tretend, mit seiner heiseren, singenden Stimme lustig ausgerufen hatte: „Hei, Hausherr, Reb Jomin ist da! Soll er Eins aufspielen, was?“ so ahmte dies Peeritz, als er das erste mal allein ins Städtchen kam, insofern nach, als er mit einem Lächeln, welches sein ganzes, von rötlichem Bartflaum umrahmtes Gesicht in die Breite zog, halb frech, halb verlegen hervorstotterte: „Lieber Herr — Reb Jomins Eidam ist da.“

„Nun, und was wollt Ihr?“ fragte man ihn in jedem Hause höchlichst verwundert.

„Lieber Herr — ich bin Reb Jomins Eidam,“ antwortete er, noch breiter lächelnd, mit einem gewissen Nachdruck.

„Viel Glück,“ sagte darauf der Hausherr, der mit seiner Arbeit beschäftigt sein mochte, lachend. „Ihr habt also Jomins Tochter geheiratet?“

„Ja Herr, die jüngste, die Riwka.“

„Also Töchter hat er auch gehabt, der alte Spaßvogel — seht einmal —“

„Warum soll er keine Töchter gehabt haben, Herr, wenn er drei Weiber gehabt hat? Er hat sieben Töchter gehabt.“

„Gerechter Gott, sieben Töchter, und alle hat er angebracht?“

„Reb Jomin wird seine Töchter nicht anbringen?“ erwiderte Peeritz, wie voller Mitleid für die Unwissenheit des Fragers.

„Und Söhne?“

„Söhne hat er nicht gehabt, aber vielleicht wird er mit der vierten Frau . . . .“

„Ah, er hat wieder geheiratet, der Jomin?“

„Wie heißt, geheiratet? Er hat sich dreimal geschieden und viermal geheiratet, und wenn ihm Gott keinen Sohn schenkt, aber das Leben und die Gesundheit erhält, wird er sich noch einmal scheiden und noch einmal verheiraten.“

„Ihr spaßt, Peeritz.“

„Ich spaß', ich spaß',“ wiederholte Peeritz ärgerlich; „was ist da zu spaßen?“

„Und habt Ihr Nedan*) bekommen? fragte nun, nachdem er zur Genüge gelacht, der Hausherr.“

„Freilich habe ich eine bekommen, Herr.“

Peeritz' Gesicht verzog sich wieder zu einem merkwürdig einfältigen Lächeln.

„Was für eine?“

„Nu — Drillichau hat er mir gegeben,“ sagte Peeritz mit einem unzufriedenen Brummen.

„Was der Teufel! Drillichau?“ wurde erstaunt gerufen.

„Ich hab' Euch ja gesagt, ich bin Reb Jomins Eidam, und jetzt möchte ich Das, was mein Schwäher immer gekriegt hat, lieber Herr.“

Für den gelungenen Scherz gab man ihm das Vierkreuzer-Stück; denn in Drillichau hat man seit jeher gern gelacht und sogar dafür bezahlt, wenn es gerade sein mußte. Aber niemand zweifelte daran, daß Peeritz ein Hauptspaßvogel sei und den alten Witz aufgefrischt habe, um sich gleich das erste Mal vorteilhaft einzuführen.

Etliche Monate hindurch wirkte dies noch einigermaßen. Die Drillichauer verstanden eben Spaß und machten sich ein Vergnügen daraus, Peeritz jenen Respekt zu erweisen, der ihm, als einem Manne, der Drillichau als Nedan bekommen, gebührte. Die Würde, mit welcher der kaum dreiundzwanzigjährige Bursche diese scherzhaft gemeinten Huldigungen entgegennahm, sein verständnisinniges Augenblinzeln, sein Ernst, seine tiefe Versunkenheit beim Essen — man räumte ihm einen Platz am unteren Ende des Tisches ein, während sich andere Bettler mit der Bank in der Küche begnügen mußten — sein erstaunlicher Appetit und die Art, wie er große Speisenstücke mit der größten Leichtigkeit verschwinden ließ, seine derben, oft witzigen Bemerkungen, — dies alles wurde ihnen eine Quelle steter Belustigung.

Aber schon im Laufe der nächsten Monate verloren diese Dinge an Reiz, umsomehr, als Peeritz, die Zeit seines Beliebtseins ausnützend, am Freitag einer jeden Woche im Städtlein anlangte, um seinen einträglichen Rundgang zu machen und sich für den Sabbat zu Tische laden zu lassen.

Man begann bereits mit den Almosen etwas sparsamer zu werden, und einer — Herr Jakob Hirsch Bandmacher — machte den Anfang, Peeritz statt der bisher üblichen vier Kreuzer nur einen zu geben, und auch diesen nur zögernd und mit bedenklicher Miene.

„Nu — u — u?“ brummte der junge Bettler tief verletzt, indem er die Geldmünze unberührt liegen ließ. Hierauf sah er Herrn Bandmacher eine Weile forschend und erwartungsvoll ins Gesicht. — „Ich nehm' keinen Kreuzer, lieber Herr,“ sagte er im Tone milder Zurechtweisung.

---

*) Mitgift.

„Dann laßt es in Gottes Namen bleiben,“ erwiderte der Gemaßregelte sehr gelassen, indem er den Kreuzer wieder zu sich steckte.

Peeritz, welcher den Bewegungen Bandmachers funkelnden Auges gefolgt war, stotterte jetzt ergrimmt hervor:

„Herr, ich bin Reb Jomins Eidam . . .“

„Was geht mich Jomin an?“

„Was er Euch angeht, was er Euch angeht? Sehr gut!“ Er schob den Hut auf sein Hinterhaupt zurück und sah im höchsten Grade verwundert darein. „Was er Euch angeht? Drillichau ist meine Nedan, lieber Herr — und Reb Jomin ist mein Schwäher.“

„Hört doch endlich mit dem dummen Spaß auf, oder erfinnt einen besseren!“ antwortete Herr Bandmacher ärgerlich.

„Spaß, Spaß! Was für ein Spaß?“ schrie Peeritz aufgeregt.

„Daß Drillichau Eure Nedan ist.“

„So, das ist bei Euch ein Spaß? Und ich sage und schwöre es Euch mit tausend Eiden, Reb Jomin hat mir Drillichau zugeteilt und nichts mehr — hätt' ich's nur nicht genommen! Der Ruben hat Kalwaria und Dziadow gekriegt.“

„Dann hat er Euch gefoppt, der Jomin.“

„Reb Jomin wird foppen! Mich wird Reb Jomin foppen! Lieber Herr, ich bekomme vier Kreuzer.“

„Sucht Euch den Narren, der sie Euch giebt!“ lachte Herr Bandmacher, indem er den Kreuzer hervorzog und auf den Ladentisch legte.

Damals war Peeritz noch stolz und so ging er denn murrend davon, ohne den Kreuzer zu nehmen; in der Folge aber mußte er sich dazu herbeilassen, denn nur eine geringe Anzahl der Leute fand es für gut, ihm mehr zu geben. Diesen Wenigen gegenüber äußerte er sich einmal: „Was nützt mir meines Schwähers Wort, wenn Drillichau es nicht hält?“

(Schluß folgt.)

Spiegelbilder aus dem jüdischen Leben.

II.

Aus der Schule.

Extemporalien, schwere Plage,
Der faulen Schüler größte Pein!
Heut naht der dunkelste der Tage;
Denn ach, ein griechisches soll's sein!

Wie auch des Lehrers Augen spähen,
Manch' Blick fliegt in des Nachbars Buch,
Die schweren Formen dort zu sehen:
Abschreiben ist ja kein Betrug! —

Nun ist das schwere Werk vollendet,
Die Hefte trägt der Lehrer fort — — —
Und teilt, als sich die Woche wendet,
Sie wieder aus am selben Ort! —

Die Blicke der Sekunda hangen
Starr an des Richters Angesicht,
Gerechtes Urteil zu empfangen;
Und ach, es fehlt an Tadel nicht!

Zwei Hefte sind zurück geblieben: — — —
„Paul Schmidt, Max Levi, kommt zu mir!
Wer von euch Zwei'n hat abgeschrieben?
Die volle Wahrheit saget hier!!“

Und schüchtern blicket Levi nieder
Und saget leise dann: „Ich nicht!“
Paul Schmidt hallt laut die Antwort wieder,
Schaut keck dem Lehrer ins Gesicht! —

Doch dieser blickt sie an gar strenge
Und spricht: „Das ist doch wunderbar;
Derselben Fehler gleiche Menge,
Daß Einer mich belügt, ist klar!“

Damit die Wahrheit er erkunde,
Läßt er die beiden ganz allein
Am Nachmittag auf eine Stunde
Sich einer neuen Arbeit weih'n!

Die Wahrheit mußt' sich offenbaren,
Denn Levis Arbeit war korrekt —
Nun mußte Schmidt es wohl erfahren,
Wie herb' die Karzerstrafe schmeckt! —

„Das hat der Jude nur verschuldet;
Sie waren stets des Unglücks Quell,*)
Und was ich Bitteres erduldet,
Ich zahl' es Dir zurück, Gesell!“

Gar schwer hat Levi sich vergangen:
Er war nicht faul! O, Missethat!
Und üppig ist nun aufgegangen
In Schmidts Gemüt des Hasses Saat!

Antisemit bis in die Knochen
Ward er fortan mit vollem Recht,
Und was der Levi ihm verbrochen,
Das büßet nun sein ganz' Geschlecht!

(Lemgo.) Rektor F. Saphra.

Hier und dort.

F. **Berlin,** 9. April. Die „Wissenschaftliche Vereinigung jüdischer Schulmänner in Berlin“ hielt am 7. d. M. eine außerordentliche Sitzung im Vereinslokal ab. Nach Verlesung des Protokolls der vorhergehenden Sitzung berichtete der Vorsitzende, Herr Dr. Adler, daß die Kommission, welche über die Maßnahmen gegen den Erlaß des kgl. Provinzial-Schulkollegiums verhandelt habe, zu dem Beschluß gekommen sei, ihn mit dem Entwurf einer Petition an den Herrn Kultusminister zu betrauen. An die Verlesung des Entwurfs knüpfte sich eine längere Debatte, ob überhaupt eine Petition abgesandt und eventuell an welche Stelle dieselbe gerichtet werden solle.

*) Frei nach Treitschke.

Das Resultat war, daß eine Petition an den Herrn Kultusminister und eine Abschrift derselben an die städtische Schuldeputation zur Kenntnisnahme zu senden sei. Der Vorschlag des Herrn Dr. Blaschke, die endgiltige Festsetzung des Wortlautes der Petition einer Kommission von fünf Mitgliedern zu überlassen, wurde einstimmig angenommen. — Weiterhin wurde bezüglich der Frage des Vereinslokals beschlossen, zunächst keine Aenderung eintreten zu lassen. — Eine Anregung aus der Mitte der Versammlung, neben der ernsten Arbeit auch das gemütliche Beisammensein der Vereinigung etwas stärker zu pflegen, wurde beifällig aufgenommen. — Zum Schluß wies der Herr Vorsitzende auf die am 18. d. M. stattfindende Außerordentliche Generalversammlung hin und bat dringend, an derselben möglichst vollzählig teilzunehmen.

* **Berlin**, 12. April. Wir erhalten folgende Zuschrift: „Es ist vielfach das Bedürfnis anerkannt worden, für angehende Kantoren, welche in Berlin ihre musikalische Ausbildung anstreben, auch eine Lehrstätte für die liturgische Befähigung, welche ihr künftiger Beruf fordern muß, herzustellen. Ich habe mich entschlossen, diesem Bedürfnisse nach Maßgabe meiner eigenen Kräft abzuhelfen, indem ich für die Eleven des Kantorats einen speziellen Bildungskursus eröffne. In demselben werde ich die Gebete und die zu denselben gehörigen Ritualvorschriften erläutern, ferner die Geschichte der Liturgie und der Riten näher behandeln. Für die Aufnahme (gratis) geeigneter Hörer werde ich am 20. April cr. 3—5 Uhr nachmittags, Krausnickstr. 21 I, bereit sein. Dr. A. Berliner." — Ein ungemein edles und dankenswertes Unternehmen. Wo aber sollen die künftigen Kantoren vorbeten lernen?

* **Berlin**, 13. April. Wir erhalten folgenden Aufruf mit dem Ersuchen um Veröffentlichung: „Die wachsende Not unter den Mitgliedern unserer Gemeinde und besonders der Mangel ausreichender Mittel für die Waisenpflege haben die Unterzeichneten veranlaßt, durch die Begründung eines Kinder-Sparvereins zur Linderung dieses Notstandes möglichst beizutragen. Die grundlegende Idee des Kinder-Sparvereins besteht darin, daß wir Kinder, die unter der sorgenden Pflege liebender Eltern glücklich und froh aufwachsen, anregen wollen, auch der Kinder zu gedenken, die, elternlos, in Not und Elend leben und dringend der Hilfe bedürftig sind. Zu diesem Zwecke soll in jedem Kinderzimmer ein Sparkästchen aufgehängt werden, damit die Kinder von ihrem Taschengeld oder von Geschenken und Belohnungen, die sie für gute Zensuren oder Auszeich- nungen erhalten haben, ein Scherflein für die unglücklichen Kinder opfern. Bei dem in den Herzen der Kinder schlummern- den Wohlthätigkeitssinn, der nur der leisen Anregung bedarf, werden sich die Sparkästchen bald füllen, aber auch die Eltern werden selbst, bei besonderen Veranlassungen, gern der Armen und Waisen gedenken. Dieser ethische Gedanke, von dem wir uns zugleich eine erziehliche Wirkung versprechen, wird jede Mutter veranlassen, in dem Zimmer ihrer Lieblinge ein Spar- kästchen aufzuhängen und ihren Kindern ans Herz zu legen, dasselbe wie ein Heiligtum zu wahren und in Obhut zu nehmen." — Vorsitzende dieses Vereins ist Frau Cäcilie Friedländer, Bellevuestr. 9.

P. **Berlin**, 13. April. „Gegen die Ausweisungsbefehle, welche seitens des königlichen Polizeipräsidiums an eine Anzahl von in Berlin ansässigen Ausländern ergangen sind, haben mehrere der davon Betroffenen, österreichische Unterthanen, sich beschwerdeführend an das Minsterium des Innern gewandt. Der Bescheid ist nunmehr erfolgt und die Maßregel, soweit es sich hierbei um unbescholtene, im Besitz genügender Subsistenzmittel befindlicher Leute handelt, zurückgenommen worden." — So zu lesen in den Tagesblättern. An dieser Nachricht ist aber kein Wort wahr.

(-) **Berlin**, 14. April. Infolge einer Petition an den Kultusminister hat bekanntlich das Provinzial-Schulkollegium verfügt, daß vom 1. April ab für die jüdischen Schüler der hiesigen höheren königlichen Lehranstalten jüdischer Religions- unterricht eingerichtet werde, und zwar für die jüdischen Schüler des Französischen und des Luisen-Gymnasiums in der erstgenannten Anstalt, für die des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums und des Königlichen Real-Gymnasiums in ersterer, für die des Wilhelms-Gymnasiums in dieser Anstalt. In jeder dieser drei für den in Rede stehenden Unterricht zu bildenden Gruppe von Schülern sind je drei Abteilungen, eine obere (Prima und Obersekunda), eine mittlere (Obersekunda bis Tertia), und eine untere (Quarta bis Sexta) mit je zwei Wochenstunden eingerichtet worden. Für den Unterricht am Wilhelms-Gymnasium wurden Dr. Dienstfertig und Lehrer Weinbaum, für den am Französischen Gymnasium Instituts- vorsteher Dr. Götz und Lehrer Borchardt, für den am Friedrich Wilhelms-Gymnasium Rabbiner Dr. Baneth und Lehrer Brinn als Lehrer bestimmt.

B. **Berlin**, 14. April. Der vor etwa neun Monaten begründete Verein selbständiger Handwerker jüdischen Glaubens macht ausgezeichnete Fortschritte. Obwohl er nur im Stillen wirkt, hat sich in letzter Zeit seine Mitgliederzahl fast verdreifacht. Freilich ist es noch ein geringer Prozentsatz der selbständigen jüdischen Handwerker Berlins, die dem Vereine beigetreten sind, da ein solcher Verein hier es leicht auf einige Tausend Mitglieder bringen müßte. Erfreulich ist es, daß auch weitere Kreise anfangen, dem Vereine Interesse entgegenzubringen und geistige Unterstützung angedeihen zu lassen. Der erste, der dies that, war der Herr Redakteur dieses Blattes, der gestern Abend in dem dichtgefüllten Saale bei Lauter (Burgstr. 13) einen Vortrag über Handwerk und Judentum gehalten hat. Mögen jetzt noch andere berufene Männer folgen, damit der Verein auch die geistige Bedeutung erlangt, die er verdient. Beitrittserklärungen sind an den Vorsitzenden, Herrn Joseph, Grenadierstr. 17, zu richten.

* **Berlin**, 15. April. Unsere Stadt steht im Zeichen der Gewerbe-Ausstellung, und es darf die Leser nicht Wunder nehmen, wenn auch wir dessen, was tout Berlin bewegt, erwähnen. Freilich ist es nur eine Seite der Ausstellung, die uns interessiert, nämlich die „koschere", weil sie unsere Leser, die nach Berlin zur Ausstellung zu kommen gedenken, inter- essieren wird. Auf der weiten Fläche in Treptow wird ihnen ein in vornehmstem Schweizer Stil erbauter Pavillon der Firma A. Breslauer auffallen, weil sich dort eine groß angelegte, mit sämtlichen Maschinen der Neuzeit ausgestattete Wurstfabrik befinden wird. Wie uns auf Befragen mitgeteilt wird, werden in dieser improvisierten Fabrik alle zur Ausstellung und zum Verkauf gelangenden Waren hergestellt.

Zur Aufbewahrung und Konservierung der Fleischwaren dient ein durch eine Kohlensäure-Maschine gekühlter Raum, in welchem die Temperatur nicht über 2—3 Grad Wärme steigt. Die ganze maschinelle Anlage wird durch einen Elektromotor betrieben. Von den schattigen Veranden, die sich um den Pavillon herumziehen, hat man durch große Spiegelscheiben einen Ueberblick über die ganze Fabrik. Auf der Veranda sind Tische und Stühle aufgestellt, bereit, den ermüdeten Besuchern Erholung und den Hungrigen Leibesstärkung zu gewähren. Eine zweite Verkaufsstelle befindet sich in der Hauptpromenade an der Ostseite des Neuen Sees, und eine dritte in der Spezial-Ausstellung „Kairo", und zwar — die Gottesgelahrten der Pharaonen werden sich mit hörbarem Ruck im Grabe umdreh'n! — in der Kait-Bey-Moschee. Die jüdischen Besucher der Ausstellung aber, die rituell speisen wollen, werden der rühmlichst bekannten Firma für das ganze Arrangement Dank wissen.

⁂ **Arnswalde,** 11. April. In unserem Wahlkreise, der das Glück hat durch den in Amerika herumschnorrenden Ahlwardt im Reichstage vertreten zu sein, fangen die wackeren Wähler an, ungeduldig zu werden und verlangen, daß ihr Vertreter sie entweder vertrete oder ganz in das Privatleben gehe. Freiwillig thut er's aber gewiß nicht, und ein gesetzliches Zwangsmittel giebt es nicht. Wir wüßten nur einen Weg, der Erfolg verspräche: Man zahle ihm eine Abstandssumme; für Geld kann man alles von ihm erreichen, sonst nichts.

Magdeburg, 2. April. Der von unserm Rabbiner, Herrn Dr. Rahmer geleitete Israelitische Frauenverein ist der älteste Wohlthätigkeitsverein der hiesigen Gemeinde. Im Jahre 1836, da unsre Gemeinde aus nur 70—80 beitragenden Mitgliedern bestand, wurde dieser Verein begründet. Zwei kleinere Vereine, die sich im Laufe der Jahre gebildet, gingen 1882 in diesem Vereine auf. Nachdem von Zeit zu Zeit Einzelberichte über die Thätigkeit des Vereins erschienen sind, veröffentlicht Herr Dr. Rahmer in diesem Jahre einen zusammenfassenden Bericht über die letzten 13 Jahre (von 1883 — 1895). Wir ersehen daraus, daß die Thätigkeit des Vereins sich über drei Gebiete erstreckte: 1) Unterstützung hilfsbedürftiger Frauen nicht blos durch monatliche Geldgaben, sondern auch durch Ausbildung zu nutzbringender Beschäftigung. 2) Unterstützung kranker Frauen (auch armer Wöchnerinnen) durch Gewährung unentgeltlicher ärztlicher Behandlung und Medikamente. 3) Erweisung von Liebesdiensten gegen verstorbene Frauen (Besorgung von Leichenwache und Leichenwaschung, Anfertigung der Totengewänder und Bekleidung weiblicher Leichen). Dieses alles wird den unbemittelten Mitgliedern unentgeltlich, den Bemittelten gegen Erstattung der Selbstkosten gewährt. Es wurden in den letzten 13 Jahren zu diesen Zwecken 27,344 Mk. verausgabt. Die Einnahmen beliefen sich (einschließlich eines vom früheren Vereine übernommenen Kassenbestandes von 1674 Mk.) auf 39,078 Mk., so daß ein Vermögensbestand von 11,734 Mk. vorhanden ist. Aus den Zinsen werden auch arme Bräute ausgestattet. Die Zahl der Mitglieder ist zur Zeit 255. Der niedrigste Jahresbeitrag ist 6 Mk., die bessergestellten Damen zahlen freiwillig einen höheren Beitrag bis 12 Mk. Die Thätigkeit des im stillen wirkenden Vereins ist höchst segensreich.

⁂ **Frankfurt a. M.,** 9. April. Eine peinliche Szene hat sich am 1. d. M. bei der Beerdigung des Lehrers Plaut von der israelitischen Realschule abgespielt. Die Leidtragenden — darunter auch viele christliche Kollegen des Verstorbenen — waren in der Halle des israelitischen Friedhofes versammelt, als der Direktor Dr. Hirsch sich anschickte, eine Rede zu halten. Weil nun im Monate Nissan im allgemeinen und am Chol ha Moëd insbesondere Trauerreden nicht gehalten werden sollen, suchte, wie hiesige Zeitungen melden, ein Rabbinatskandidat den Direktor handgreiflich von seiner Rede abzuhalten, und ein orthodoxer Rabbiner protestierte ebenfalls in heftiger Weise gegen das Reden. Trotzdem beendigte der Direktor seine kurze Rede, und die Einsenkung des Sarges konnte dann vor sich gehen. Einstimmig ist der Ausdruck des Aergers über eine derartige Störung der Beerdigung.

(:) **Frankfurt a. M.,** 13. April. Die hiesigen Religionsschulen haben ihre Einladungsschrift zur öffentlichen Prüfung, die sich auf drei Prüfungstage erstreckt und am 18. d. M. beendet wird, veröffentlicht. An der Spitze des Berichtes ist ein Aufsatz über die Wohlthätigkeit der Juden im alten Frankfurt, aus der Feder des Direktors der Schulen, Rabb. Dr. Horovitz, abgedruckt. Aus dem Verwaltungsberichte ist zu ersehen, daß die Religionsschulen von zusammen 472 Schülern besucht werden. Zwölf derselben werden für den Rabbinerberuf vorgebildet. Der Bericht schließt mit einem Appell an den sprichwörtlich gewordenen Opfersinn der hiesigen Glaubensgenossen, die Schulen durch Beitritt als zahlende Mitglieder oder einmalige Spenden zu unterstützen, damit die finanziellen Schwierigkeiten, unter denen die Institution noch immer zu leiden hat, beseitigt werden. (Diesen Appell verstehen wir nicht recht. Ressortieren denn in Frankfurt die Religionsschulen nicht von der Gemeinde, so daß dort der Religionsunterricht Privatsache ist? Red.)

-t- **Heidelberg,** 10. April. Der Sohn des unvergeßlichen Predigers Dr. Ad. Jellinek in Wien, Professor der Rechte an der hiesigen Universität, Dr. Georg Jellinek, wurde von der Princeson University zu New-Yersey anläßlich der Feier ihres hundertfünfzigjährigen Bestandes zum Ehrendoktor ernannt.

Köln, 10. April. Der Direktor der hiesigen im Jahre 1891 gegründeten Religionsschule, Rabb. Dr. Lazarus, versendet jetzt den vierten Jahresbericht seiner Schule, dem wir folgende Daten entnehmen: Die Schule wurde im verflossenen Jahre von 180 Schülern (110 Knaben und 70 Mädchen) besucht, die gesondert in je einer Unter-, Mittel- und Oberstufe unterrichtet wurden. An der Schule unterrichten neben dem Leiter die Herren Goldschmidt und Hut und Fräulein Gordon. An jedem Sabbat Nachmittag wird ein Jugendgottesdienst abgehalten, zu dessen Besuch die Schüler nach Möglichkeit angehalten werden. Der Bericht klagt, daß die Schüler viel zu früh die Schule verlassen, besonders die Knaben zur Zeit des Barmizwa-Unterrichts, ohne nachher zurückzukehren.

Weilburg, 12. April. Aus den soeben erschienenen Berichten der hiesigen Vereine sind folgende Daten zu entnehmen. Der Wohlthätigkeitsverein verfügt über ein Vermögen von 3897 Mark. Ein Knabe wurde durch Vermittelung

des Vereins in das deutsch-israelitische Kinderheim zu Diez aufgenommen. Die Gemeinde zahlt dafür 50, der Verein 100 Mark jährlich. Der Verein hat 2 Ehrenmitglieder und 28 zahlende Mitglieder. — Der Frauenverein zählt 42 Mitglieder. Ein Waisenmädchen wurde von diesem Vereine ausgestattet und fand kostenlose Aufnahme im deutsch-israelitischen Reichswaisenhaus zu Limburg, das gerade deswegen, weil es Waisenmädchen ganz unentgeltlich aufnimmt, größere Beachtung und wirksamere Förderung, namentlich vonseiten der Frauenvereine, verdient. — Der Armenverein gewährte im verflossenen Jahre an 282 Arme Unterstützungen in dem Gesamtbetrage von 731,55 Mark. — Dagegen scheint der Synagogengesangverein seiner Auflösung entgegenzugehen: der Chorgesang ist wegen Mangel an Beteiligung eingestellt worden.

☺ **Weilburg**, 13. April. An den hiesigen höheren Schulen wird bis jetzt kein jüdischer Religionsunterricht erteilt; am Gymnasium und der höheren Töchterschule, weil die Schülerzahl zu gering, an der landwirtschaftlichen (Real-) Schule, weil dort der Religionsunterricht überhaupt fakultativ ist. Indessen sind Unterhandlungen über die Einführung des Religionsunterrichtes an Töchter- und Realschule im Gange.

Z. **Chemnitz**, 11. April. Trotzdem Chemnitz gegen dreihundert jüdische Familien hat, konnten dieselben ihre Andacht nur in einem zum Betsaale umgewandelten alten baufälligen Kasten abhalten. Ich habe von vielen gehört, die gerne im heiligen Raume sich ihrem Gotte nähern, daß sie keine Andacht in solchem wüsten Raum hegen konnten. Nach vielem Bemühen und langen Diskussionen ist es endlich gelungen, einen Bauplatz in schönster Lage der Stadt, am Keßberg, für den Preis von 42000 Mark zu erwerben. Hier wird ein stolzer schöner Bau aufgeführt, der ca. 200000 Mark kosten wird. Daß sich ob dieser Errungenschaft jeder jüdische Einwohner von Herzen freut, ist leicht erklärlich.

§ **Mülhausen** (Elsaß), 5. April. Das hiesige Krankenhaus hatte nach dem von dem Verwaltungsrat veröffentlichten Jahresbericht am 1. Januar 26 Zöglinge, und zwar 9 Männer und 17 Frauen, deren Durchschnittsalter 68 Jahre war. Die Gesamtzahl der Verpflegungstage, das Personal der Anstalt mit einbegriffen, war 12295 Tage und die gewöhnlichen Ausgaben waren 15293,16 Mk. was für den Tag 1,25 Mk. ausmacht. 21 Personen sind auf beschränkte Zeit während 668 Tagen verpflegt worden. Die Rechnung schließt mit einem Ueberschuß von 6794,24 Mk. ab. Der älteste Pflegling ist der 84 Jahre alte Blimel Levy, dann kommen die 81 Jahre alten Pfleglinge Felix Geismar und Sarah Heinrich. Im Alter von 70 bis 80 Jahren sind 12 Pfleglinge, von 60 bis 70 im ganzen 5 Pfleglinge. Von diesen Pfleglingen gehören viele der Anstalt schon lange Jahre an.

⩶ **Straßburg** (Elsaß), 9. April. Gestern wurde hier der Grundstein zu der neuen Synagoge gelegt. Aus diesem Anlaß fand an der Baustätte eine würdige Feier statt. Dicht gedrängt standen die Teilnehmer auf der eigens hergerichteten Estrade. Nach einer Ansprache des Bauleiters, Prof. Levy aus Karlsruhe, wurde Psalm 127 von den im feierlichen Ornat erschienenen Herren Kantoren Heymann und Klein vorgetragen. Herr Oberrabbiner Weil hielt hierauf eine geist- und gemütvolle Festrede, worin er die Bedeutung des jüdischen Tempels schilderte. Nach dieser Rede verlas der Oberrabb. den hebräischen Text der Urkunde und Herr Dr. Levy, Präsident des Konsistoriums, die Namen der hier bestehenden israelitischen Vereine mit ihren Vorstehern und Vorsteherinnen. Nachdem die Urkunden mit den Bauplänen in die kupferne Büchse gelegt und in einem Holzkästchen in die Oeffnung des Steines gesenkt worden waren, folgten die üblichen Hammerschläge. Den Psalm 150 (Hallelujah) trug Herr Heymann zum Schluß vor. Alsdann sprach Herr Oberrabbiner Weil mit ausgebreiteten Händen den Segen. So schloß diese würdige und ernste Feier.

§ **Krotoschin**, 11. April. Mit dem unter früheren preußischen Ministern üblich gewesenen starren Festhalten an dem Grundsatze, ausländische Kultusbeamte nicht zu bestätigen, scheint man jetzt gebrochen zu haben. Die Gesuche um Bestätigung von Ausländern als geistliche Funktionäre in Synagogen-Gemeinden Preußens werden von Fall zu Fall geprüft, und wenn sich eine Notwendigkeit erweist, auch berücksichtigt. Unsere Gemeinde wählte vor etwa einem halben Jahre Herrn Dr. Berger aus Hohenems zum Rabbiner. Diese Wahl hat, nachdem Dr. B. naturalisiert worden, die behördliche Bestätigung erhalten, so daß der Gewählte zu dem verflossenen Peßachfeste sein Amt antreten konnte. Es wäre falsch, zum mindesten aber verfrüht, aus den ersten Predigten auf die ganze künftige Amtsthätigkeit des Rabbiners einen Schluß ziehen zu wollen. Allein es soll nicht verschwiegen werden, daß diese Reden die Zuhörer begeistert haben. Herr Dr. Berger verfügt, nach diesen ersten Predigten zu urteilen, über eine fließende Diktion und einen klaren, dialektfreien Ausdruck; er gestaltet seine Reden zu jüdischen Predigten, indem er sie reich mit Zitaten aus unserer ureigenen Litteratur würzt. Das ist es, was wir hier von einem Prediger verlangen, trotzdem wir in unserer Synagoge eine Orgel aufgestellt haben. Unser Gottesdienst soll und wird in keinem seiner Teile der jüdischen Eigenart entkleidet werden.

✧ **Schulitz** (Bz. Bromberg), 11. April. In der hiesigen jüdischen Gemeinde sind vor kurzem Streitigkeiten unter den Mitgliedern wegen der Synagogensitze entstanden, so daß ein Teil der Gemeindemitglieder am Sabbatvormittag seine Andachtsübungen im Hause eines Gemeindemitgliedes abhielt. Auf erstattete Anzeige aber wurde diese religiöse Versammlung bald polizeilich aufgelöst.

Σ **Posen**, 3. April. Der hiesige Verein zur Förderung des Handwerks unter den Juden verfügt jetzt, wie in der jüngst stattgehabten Versammlung mitgeteilt, über 518 Mitglieder, die einen Jahresbeitrag von Mk. 1986,10 leisten. Die Rechnung für das Jahr 1895 wies 188,97 Mk. Bestand nach, außerdem folgende Einnahmen: Beiträge der Mitglieder, einschließlich der im Laufe des Jahres von ausgeschiedenen Mitgliedern eingezogenen Beiträge 2032,85 Mk., ferner vom Verein junger Kaufleute eine Spende von 100 M., Zinsen aus dem Geschwister Ephraimschen Legat 50 Mk., Zinsen aus dem Michaelis A. Kaatzschen Legat 50 Mk., sonstige Spenden 28 Mk. und 10 Mk., Zinsen des Reservefonds 64,75 Mk., entnommenes Bankdarlehen 400 Mk., Rückzahlung von verliehenen Darlehen 10313 Mk., Erlös für verkaufte Pfandbriefe 1720 Mk., zusammen 14933,37 Mk. Einnahmen. Die

Ausgaben betrugen: Gewährte Darlehen 10 770 Mk., Ausgabe an laufenden Unterstützungen für Lehrlinge 989,50 Mk., zur Bekleidung 189,60 Mk., zur Beschaffung von Handwerkzeug 15 Mk., für Abhaltung von Jahrzeiten 7,20 Mk., Botenlohn 415 Mk., Schreibmaterialien, Drucksachen 2c. 152,94 Mk., bezahlte Darlehen an die Bank 1300 Mk., Zinsen hierfür 24 Mk., unbezahlte Quittungen 76,75 Mk., Guthaben bei Bankiers 1000 Mk. und Bestand 103,38 Mk.

⌯ **Wreschen,** 11. April. In unserer hart an der Grenze Russisch-Polens liegenden Stadt ist vor einiger Zeit ein Armenunterstützungsverein behufs Beseitigung der Hausbettelei gegründet worden, die zumal in unserer Grenzstadt in allzu häufiger regelmäßiger Wiederkehr seitens würdiger und unwürdiger Bittsteller aus den benachbarten russisch-polnischen Distrikten geübt wurde. Der Verein, welcher gegenwärtig 85 Mitglieder mit einem Monatsbeitrage von ca. 100 Mark zählt, hielt vor kurzem seine Generalversammlung ab. Aus dem von dem Vorsitzenden erstatteten ausführlichen Bericht war zu ersehen, daß der Verein auch im abgelaufenen Rechnungsjahre eine rege Wirksamkeit entfaltet hat. Es sind Unterstützungen von zusammen etwa 1000 Mark verabfolgt worden. Der Verein erfreut sich in der Gemeinde allseitiger Sympathien.

-s- **Wien,** 9. April. Antisemitische Hallucinationen. Es ist bezeichnend für die Wirkung, welche die fortwährende Agitation der Antisemiten auf den Geist der ärmeren und ungebildeten Volksklassen übt, daß ein Dienstmädchen in eine hiesige Irrenanstalt gebracht werden mußte, da es an dem Irrwahn litt, seine Herrin sei eine Jüdin, die es ermorden und sein Blut zu rituellen Zwecken gebrauchen würde. Die gefürchtete Herrin gehört aber zu einer alten römisch-katholischen Familie.

][**Oedenburg,** 2. April. Obschon die Frage, ob ein Jude kirchliche Stolagebühren zahlen muß, bereits wiederholt im Komitats-Verwaltungs-Ausschusse Gegenstand der Verhandlung bildete und die Dezision der Kurie den Mitgliedern aus vorhergegangenen Fällen bekannt war, entschied die Majorität in der Regel in solch' strittigen Fällen zu Ungunsten der Juden. Nun ist am 30. v. M. in einer Stola-Angelegenheit ein hochinteressanter Erlaß des Ministers Perczel herabgelangt, laut welchem die Urteile des Stuhlrichteramtes und des Verwaltungs-Ausschusses aufgehoben und der klageführende katholische Pfarrer angewiesen wurde, seine Forderung im zivilrechtlichen Wege geltend zu machen.

♧ **Paris,** 9. April. Die hier in der rue Buffault bestehende jüdische Volksküche hat während der letzten fünf Monate 107 276 Portionen verteilt, davon 39 000 gratis. Die Küche ist am 14. März geschlossen worden, um am 15. Oktober wieder eröffnet zu werden.

m **Haag,** 9. April. Unsere Königin-Regentin ehrte in der vorigen Woche die hiesige jüdische Alterversorgungs-Anstalt durch einen Besuch. Die Königin besichtigte das ganze Gebäude; ganz besonders gefiel ihr die Synagoge, welche, wie sie sagte, die alten Leute in den Stand setzt, ihre gottesdienstlichen Handlungen zu verrichten, ohne daß sie sich Wind und Wetter aussetzen müssen. Bevor sie die Anstalt verließ, übergab Königin Emma der Matrone eine Summe Geldes für den Unterhalt der Hausgenossen.

♧♧♧ **London,** 5. April. Die englischen Tierschutzvereine, die eine sehr lebhafte Bewegung im Sinne ihrer Bestrebungen unterhalten und eben erst wieder eine Petition mit 1200 Unterschriften gegen die Vivisektion dem Minister des Innern überreichten, denunzierten einen Schlächter und dessen Gehilfen, der einen Ochsen „geschächtet" hatte, dem Richter wegen Tierquälerei. Das Verfahren endete jedoch mit der Abweisung der Klage, da meherere Schlächter und Tierärzte übereinstimmend sich dahin aussprachen, daß das „Schächten" keine Tierquälerei sei.

* **Petersburg,** 11. April. (Allerlei). Ein militärisches Begräbnis. Am 15./27. Februar d. Js. wurde in Zarskoie Sielo, einer Vorstadt von Petersburg, ein jüdischer Korporal des kaiserl. Garde-Schützen-Bataillons, Tscherkasskis mit Namen, zur letzten Ruhe gebracht. Das Begräbnis trug einen wahrhaft imposanten Charakter und zeichnete sich vor allem dadurch aus, daß dem Verstorbenen sowohl von seinen Kameraden, als auch von seinen Vorgesetzten die höchsten militärischen Ehren dargebracht wurden. Der Sarg wurde von Offizieren aus dem Hause getragen, unter welchen sich mehrere Edelleute befanden, die ihn bis zum jüdischen Friedhof begleiteten. Der Verstorbene stand 38 Jahre im Dienste, in welchen er als Kantonist eingetreten war, (d. h. als junger Mann, der gezwungen wurde, ins Heer einzutreten), nahm an mehreren Feldzügen teil und wurde durch ein St. Georgs-Kreuz ausgezeichnet. Obschon er sein ganzes Leben lang ein frommer Jude war, kam er seinen militärischen Pflichten doch gewissenhaft nach, und seine Tapferkeit wurde von seinen Kameraden und Vorgesetzten in gleicher Weise bewundert und geschätzt.

— Eine Namensfrage. Während der letzten Session des Lutzker Distrikt-Gerichtshofs kam auch der merkwürdige Fall zweier Brüder, Jakob und Alexander Fischelew-Tscherkaß zur Verhandlung; sie wurden beschuldigt, sich nicht-jüdische Namen angeeignet zu haben, um dieselben auf kaufmännischen und anderen Schriftstücken zu gebrauchen. In den Geburts-Registern heißen die beiden Herren Jankel und Sender, jetzt nennen sie selbst sich stets Jakob und Alexander. Die Angeklagten behaupteten, daß nach der russischen Bibelübersetzung ihre Namen inderthat Jakob und Alexander wären, und daß Jankel und Sender nur Verkleinerungsformen seien, wie Wanka von Iwan. Der Distriks-Hof hielt diese gelehrte Erklärung jedoch nicht für zufriedenstellend und legte jedem der beiden „Verbrecher" eine Geldstrafe von je 50 Rbl. auf.

— Verfolgung jüdischer Hausierer. Etwa hundert jüdische Familien, die in dem Städtchen Bolschoj Tokmak, Prov. Taurien, leben, beschäftigen sich mit dem Hausierhandel und besuchen als Höker die benachbarten deutschen Kolonien. Außer diesen Hausierern besuchen noch etwa 100 jüdische Schneider, Schuhmacher und Hutmacher täglich ihre Kundschaft in den Nachbarorten, um entweder ihre Waren abzuliefern oder neue Bestellungen aufzunehmen, wobei sie manchmal die Arbeit gleich an Ort und Stelle verrichten. Der Pristaw (Polizei-Inspektor) hat nun auf Grund des Art. 1171 den Juden verboten, sich selbst innerhalb der Gemarkungen der Kolonien einzufinden. Polizeibeamte wurden an mehreren

Punkten aufgestellt, um Juden zu verhindern, in den Straßen stehen zu bleiben, und die Kolonisten wurden unter fürchterlichen Strafandrohungen verpflichtet, keinem Juden während der Nacht Obdach zu gewähren. Diese barbarische Anwendung des Art. 1171 mag dem Herrn Pristaw wohl sehr korrekt erscheinen, sie beraubt aber etwa 200 Familien ihres täglichen Brotes.

— Jüdische Rekruten wie Verbrecher behandelt. Der Perejaslaner Rekrutierungs-Hof geht gegen Juden besonders scharf ins Zeug. Da gegen die Ergebnisse der letzten Rekrutierung ein Protest eingereicht wurde, mußten einige von den freiwilligen Rekruten nach Poltawa gehen, um sich dort noch einmal zu gestellen. Um diese Freiwilligen nur ja gesund und sicher nach ihrem Bestimmungsorte zu bringen, schickte sie der Rekrutierungs-Hof durch Etappe ab, und während des Tages wurden sie wie Verbrecher behandelt. Anstatt die Entfernung in zwei Tagen zurückzulegen, brauchte die Etappe nicht weniger als 14 Tage, und die unglücklichen jungen Männer lernten während dieser Zeit fünf russische Gefängnisse gründlich kennen.

— Ungiltigkeitserklärung einer städtischen Ernennung. Der Stadtrat von Uman hat unlängst beschlossen, den Juden Dowinaß als Sachverständigen zu wählen. Das Provinzial-Amt für städtische Angelegenheiten hob diesen Beschluß des Stadtrates auf, weil nach der neuen Städteordnung Juden nicht das Recht haben, für städtische Ehrenämter gewählt zu werden.

-r- **Jerusalem**, 13. April. Vor einiger Zeit wurde berichtet, daß ein griechischer Missionar in Jerusalem, infolge des Verschwindens eines türkischen Kindes, die blödsinnige Ritualmord-Anklage gegen die Juden erhob. Der Missions-Obere schrieb hernach an den „Habazeleth“: „Sie können versichert sein, daß dieses Individuum mit uns keinerlei Verbindung hat, und daß die Legende vom Ritualmord uns ebenso widersinnig erscheint wie Ihnen, da wir fest davon überzeugt sind, daß solche Thaten Ihrem Glauben und Ihren religiösen Gefühlen durchaus entgegengesetzt sind. Wenn der übelwillige Verleumder zu unserer Mission gehört hätte, würde ich ihn schon längst bestraft haben, wie er es verdient.“

---

* **Aus den Gemeinden.** Versetzt: Herren S. Schreiber von Grätz nach Konitz; — M. Slodki von Oberramstadt nach Pirmasens.

— Vakanzen: Dirschau. Bald. sem. geb. L. K. Sch. Fix. 2000, für Geflügel-Schech. 300 Mk. u. Nbk. — Beuthen Oberschl. Bald. musik. u. gesangl. geb. I. K. Fix. 3000 steig. bis auf 3600 Mk. u. Nbk. — Crumstadt bei Darmstadt. Sof. gepr. Rl. K. Sch. Fix. 500 Mk., Nbk. ca. 250 Mk., fr. Wohn. u. Heiz. Meld. an A. Barchfeld. — Bischofstein in Ostpr. Zum 1. 5. Rl. K. Sch. Fix. 500, Nbk. ca. 300 Mk. Meld. an J. L. Rosenstein. — Meudt (Nassau) Sof. sem. geb. Rl. K. Sch. Fix. 700, Nbk. 2—300 Mk. Reisek. dem Gew. Meld. an Heimann Stern. — Zinten, Ostpreuß. Sof. Rl. K. Sch. Fix. 800, Nbk. ca. 400 Mk. — Weisenau bei Mainz. Rl. K. Sch. Fix. 400, Nbk. 400 Mk. u. fr. W. — Simmern. Sof. Rl. K. Sch. Einkommen 11—1200 Mk., fr. möbl. Wohn. u. Heiz. Meld. an Ad. Emanuel.

Aus dem Leserkreise.

* **Lindenbäume vor einer Synagoge.** Dem Herrn J. P., Romansweiler (Elsaß) möge Folgendes zur Antwort dienen: In Dietrichs „Vollst. Lexikon der Gärtnerei und Botanik“ Berlin 1810, Band X, wird auf S. 34, Nr. 3 über die tilia europea, unsere Linde, folgende Schilderung mitgeteilt: „Dieser allgemein beliebte Baum, welcher in Böhmen, Kärnthen und in Deutschland wächst, erreicht ein hohes Alter und in günstigem Boden eine bewunderungswürdige Größe, sowohl in Aesten als im Stamme. . . .“ Nach dem Schulchan-Aruch O. Chaim § 150, Abs. 2, soll die Synagoge, soweit es in der Macht der israelitischen Gemeinde liegt, das höchste Gebäude unter den übrigen Häusern der Stadt bilden. Nach Abs. 4 daselbst müssen die Nachbaren bei ihrem Baue an der Lichtseite der Synagoge eine größere Entfernung, als die sonst nach dem mosaischen Kanon vorgeschriebene, einhalten. Auf diesen beiden Vorschriften beruht also das in manchen Orten sich eingebürgerte Verbot, Lindenbäume, die bewunderungswürdig groß und ästenreich werden, im Synagogenhof zu pflanzen. Selbstverständlich ist hier nicht nur die Linde gemeint, sondern dergleichen Bäume, die die Möglichkeit nicht ausschließen, durch ihr Wachstum einst die Synagoge an Höhe zu überragen und deren Helle durch starke, dichte Ausbreitung der Aeste zu benachteiligen. Hingegen kann man diese Sitte nicht etwa damit begründen, daß durch das Wandeln unter den Linden im Synagogenhof derselbe dann nach dem Talmud Megillah 28 II profanisiert bezw. entweihet würde. Nach M. Abraham § 154 I ist es nur dann der Fall, wenn der Garten an der Ostseite der Synagoge, ꝛc. an der Seite der heiligen Lade sich befindet.

Rabb. Dr. Aschkanaze, Straßburg (Els.).

* **Noch einmal die Hagadah.** In meiner Antwort in Nr. 14 der „Allgemeinen Israelitischen Wochenschrift“ befindet sich eine Ungenauigkeit, durch deren Berichtigung der Widerspruch zwischen Raschi und Abarbanel gehoben wird. Den Satz: „Raschi meint u. s. w“ hatte ich in hebräischer Schrift eingesandt. In der Wochenschrift aber steht er in der Uebersetzung. Nun spricht aber Raschi nicht von Nichtjuden, wie es in der Uebersetzung heißt; sondern er gebraucht den Ausdruck: „Ruchaus hatumoh“, welchen man besser übersetzt: Unreine Geister, Dämonen, Nachtgeister und dergleichen. In einer älteren Ausgabe gebraucht Raschi anstatt „Ruchaus hatumoh“ — das Wort: „Hascheidim“, böse Geister. Raschi kann also keinesfalls gemeint haben, daß man aus Furcht vor den Nichtjuden die Hagadah in chaldäischer Sprache begann.

A. Gottschalk, Esenz (Ostfriesland).

Briefkasten.

Unter Nachnahme wird die nächste Nummer unseres Blattes an die geehrten Expeditions-Abonnenten gesandt. Um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden, bitten wir, die Bezugsgebühr pro II. Quartal (Mk. 2,—) entweder bis Donnerstag einzusenden oder unsere Nachnahmesendung zu honorieren.

Die Expedition, Berlin W. 57.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen bitten wir nach Postamt 18. (ח"י) an die Adresse unseres Redakteurs zu richten.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.

